

**Deutscher  
Reporterpreis  
2018**

**Die 13 nominierten  
Texte in der Kategorie  
„Bester Essay“**

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

1) Barbara Vorsamer: Liebe Magdalena (23130)	03
2) Dominik Stawski: Das Leben davor und danach (29159)	14
3) Konstantin Richter: Es ist nicht alles aus (33475)	26
4) Mareice Kaiser: Das Unwohlsein der modernen Mutter (56327)	31
5) Florentin Schumacher: Macht euch breit! (68833)	36
6) Bernd Ulrich: Verschärfte Wahrnehmung (77550)	40
7) Kerstin Kohlenberg und Mark Schieritz: Germany first! (82012)	58
8) Bettina Weiguny: Eine Marke namens Mesut Özil (88811)	74
9) Ullrich Fichtner: Kleiner Brauner (93003)	79
10) Daniel Schulz: Wir waren wie Brüder (97305)	101
11) Lara Fritzsche: Auf Tuchfühlung (101298)	119
12) Marcus Jauer: Hallo Vati (101997)	130
13) Ulrike Posche: Macht und Muffensausen (112339)	134

## Liebe Magdalena

*Es gibt die einen und die anderen Tage. Die dunklen und die hellen. Wie fühlen sich Depressionen an? Unsere Autorin hat ihrer Tochter einen Brief geschrieben*

Von Barbara Vorsamer, Süddeutsche Zeitung Familie, 28. August 2018

Liebe Magdalena,

ich habe Depressionen. Du weißt nicht, was das heißt, weil Du sieben Jahre alt bist. Müsste ich es Dir erklären, würde ich wahrscheinlich etwas sagen wie: „Die Mama ist krank, und ihre Krankheit ist, dass sie nicht aufstehen kann, nichts machen kann und die ganze Zeit sehr, sehr traurig ist.“ Ich musste es Dir noch nie erklären, denn seitdem Du alt genug bist, um Fragen zu stellen, hatte ich keine akute depressive Phase.

Du siehst, wie ich jeden Morgen gleichzeitig mit dem Kaffeepulver den hellgrünen Medikamentendispenser aus dem Schrank hole und zwei Tabletten nehme. Du hilfst mir auch manchmal, ihn wieder zu befüllen, drückst weiße Pillen (Anti-depressiva) und braune Dragees (Eisen) aus den Blistern und sortierst sie, jeden Tag von jedem eins, Montag, Dienstag, Mittwoch. Seitdem Du in die Schule gehst, legst Du Wert darauf, dass die Reihenfolge stimmt. Dein Papa sieht nicht so gerne, dass ich Dich das machen lasse, er findet, Medikamente sind kein Kinderspielzeug. Wenn Du mich fragst, warum ich Tabletten nehme, ob ich krank bin, sage ich: „Ich nehme Medikamente, damit ich nicht krank werde.“ Das verstehst Du. Dein Opa, Deine Uroma, viele Erwachsene, die Du kennst, schlucken Medikamente. Blutdruck, Cholesterin, Wechseljahre. Es ist nichts Ungewöhnliches, jeden Morgen eine kleine, weiße Tablette einzuwerfen. Meine Antidepressiva brauchen – im Moment – noch keine besondere Erklärung.

2011

Die Tür fällt zu. Sie hat innen keine Klinke, ich komme jetzt nicht mehr raus zu Dir, Magdalena. Ich bin auf der „Krise“, einer halb geschlossenen Station in der Psychiatrie, einer Art Durchgangsstation für die, die woandershin sollen und auf einen Platz warten. Ich soll ins Haus 17, das ist die Frauenstation in diesem Krankenhaus, die auch – zu diesem Zeitpunkt als einzige Psychiatrie Bayerns – fünf Mutter-Kind-Plätze hat.

Eigentlich bin ich nur hierhergekommen, um mich über diese Möglichkeit zu informieren. Es geht mir schon seit einer Weile nicht mehr gut. Ich weine viel, und wenn ich nicht weine, dann nur, weil mir selbst dafür die Kraft fehlt. Du bist gerade ein halbes Jahr alt. Als ich mit Dir schwanger war, habe ich 17 Kilo zugenommen, nach der Entbindung 30 ab. Ich kann nichts mehr essen, bin nicht in der Lage, irgendetwas herunterzuschlucken. Wenn ich doch etwas schlucke, muss ich mich ein paar Minuten später übergeben. Ich kaue minutenlang auf Essen herum, nur um es dann in ein Taschentuch zu würgen. Du kannst noch nicht so schnell robben, dass Du davon viel mitbekommen würdest. Bis Du im Bad ankommst, bin ich schon fertig mit Händewaschen.

Mein Mann kocht mir Hühnersuppe. Mein Hausarzt legt mir Infusionen und deutet vorsichtig an, es könnte doch „was Psychisches“ sein. Daraufhin gehe ich nicht mehr zu ihm, sondern lieber zum Gastroenterologen, lasse eine Magenspiegelung machen und eine Darmspiegelung, alles in der Hoffnung, dass sie etwas finden, irgendwas, selbst Krebs wäre mir lieber als schon wieder „was Psychisches“.

Ich bin schon mal in der Psychiatrie gewesen, habe auch schon häufiger Antidepressiva genommen und bin jetzt wütend auf all die Ärztinnen und Ärzte, die das in meiner Akte sehen und mit besorgter Stimme fragen: „Wie geht es Ihnen, Frau Vorsamer?“ Was ich höre ist: „Sie hatten schon mal Depressionen, Ihre Symptome nehme ich daher nicht ernst.“ Ich selbst will nicht sehen, dass es tatsächlich wieder „was Psychisches“ ist.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Die Schwangerschaft mit Dir war schön, die Geburt unproblematisch – und dass ich jetzt, ein halbes Jahr später, so kraftlos bin und so müde, dass ich mich so überfordert fühle und so viel weinen muss, das ist doch ganz normal. Oder nicht? Bücher über die Einsamkeit und Traurigkeit junger Mütter füllen Bibliotheken, beim Stilltreff und beim Babyschwimmen sind auch die anderen Frauen am Heulen und Jammern. Ist es bei mir wirklich anders, wirklich schlimmer? Ich weigere mich, das einzusehen.

Die Oberärztin der Mutter-Kind-Station sieht es sofort. Sie hat zwar keinen Platz mehr frei, will mich aber keinesfalls wieder nach Hause fahren lassen. Kleidung soll mein Mann bringen, die Oma das Baby mitnehmen, sie reserviert mir einen Platz in der Krisenstation. Einmal dort, darf ich nicht mehr raus. Selbst als die Oma mich bittet, doch noch mal kurz mit zum Auto zu kommen, weil sie nicht weiß, wie man den Maxi-Cosi befestigt, sagen die Pfleger: nein. Wie Ihr nach Hause gekommen seid, Oma und Du, weiß ich nicht mehr. Auf dem Stationsflur steht ein Wagen mit übrig gebliebenem Mittagessen, es gab Apfelstrudel. Ich esse drei Portionen.

Ich bleibe eine Woche auf der Krisenstation, Du wirst in dieser Zeit zwischen Papa, Omas und Opas hin- und hergereicht. Dann wird ein Mutter-Kind-Platz frei, und wir ziehen zusammen ins Haus 17. Dort wohnen 35 psychisch kranke Frauen, davon fünf Mütter mit ihren Kindern. Sieben Kinder sind derzeit da, Du bist die Kleinste. Und die Fröhlichste. Meine Depressionen und das ständige Hin und Her zwischen Papa, Oma und Klinik scheinen Dir nichts auszumachen. Du lässt Dich abstillen, akzeptierst klaglos Flasche und Brei und bleibst ohne Probleme in der Kinderbetreuung der Klinik. Nebenbei lernst Du sitzen, krabbeln und durchschlafen. Du bist ein Bilderbuchbaby. Ich bin die unfähigste Mutter der Welt. Ich will nicht mehr leben, nicht einmal für Dich, und jedes Mal, wenn ich das sage, geben mir die Krankenschwestern ein Beruhigungsmittel, das den Schmerz, die Angst und den Selbsthass innerhalb von Minuten aus meiner Brust kärchert. Diese starke Wirkung macht mir nur noch mehr Angst.

Weißt Du, wie es sich anfühlt, depressiv zu sein? Ich hoffe nicht, und ich hoffe, Du wirst es auch nie erfahren. Sehr traurig, habe ich vorhin geschrieben. Das trifft es eigentlich nicht ganz. So würde ich es einer Siebenjährigen erklären, die hoffentlich

nicht weiß, was es bedeutet, suizidal zu sein. Wer traurig ist, zum Beispiel weil die Oma oder das geliebte Meerschweinchen verstorben sind, der fühlt etwas, einen ganz, ganz starken Schmerz in der Brust zum Beispiel. Wenn ich depressiv bin, fühle ich mich zwar so ähnlich. Ich bin mir aber gleichzeitig sicher, dass dieser Schmerz nie mehr weggehen wird und dass ich dieses Gefühl verdient habe. Das ist kaum auszuhalten, weswegen meine Seele zwischendurch immer wieder ganz zumacht. Dann fühle ich diesen Schmerz nicht mehr. Aber auch sonst nichts mehr. Als wäre ich innen drin schon tot, so tot, wie ich es, wenn ich mir erlaube, etwas zu fühlen, wirklich sein will.

Die Ärzte sind auf der Suche nach einer Langfristmedikation, die für mich wirkt. Es sind Tabletten darunter, die meinen Kiefer lähmen, bei anderen wird mir schwindlig oder ich muss brechen. Zwischendurch mache ich wieder einen Ausflug auf „die Krise“ und Du zur Oma, weil meine Todessehnsucht und ich an den S-Bahn-Gleisen spazieren waren. Wenn die so etwas mitbekommen in der Psychiatrie, machen sie gleich wieder die Tür zu. Die ohne Klinke.

Vielleicht muss ich an dieser Stelle etwas erklären, damit Du Dir eine Psychiatrie nicht wie ein Gefängnis vorstellst. Das tun auch viele Erwachsene, aber es ist falsch. Es stimmt zwar, dass Patienten aus der geschlossenen Station nicht einfach herausspazieren dürfen. Doch die Tür ist zu ihrem eigenen Schutz zu, und die meisten von ihnen haben sich freiwillig für eine Behandlung dort entschieden, genau wie ich. Genauso freiwillig dürfen sie sie jederzeit wieder abbrechen. Natürlich würden dann alle Ärzte vehement protestieren und vielleicht sogar so etwas wie „Ich lasse Sie nicht gehen!“ sagen. Aber einem Patienten, der eine lebensrettende Operation ablehnt oder eine Chemotherapie abbrechen will, würden sie das auch sagen. Am Ende entscheidet man immer selbst, welche Medikamente und Therapien man annimmt und welche nicht – auch in der Psychiatrie.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Ich bin 16 und ich fahre mit dem Fahrrad an den S-Bahn-Gleisen entlang. Ich stelle mir vor, wie es wäre, mich umzubringen. Ich will nicht mehr leben, denke ich. Heute weiß ich, das heißt eigentlich: So will ich nicht mehr leben.

Wenn ich erzähle, dass ich Depressionen habe, fragen mich viele, seit wann. Ich könnte darauf antworten: erste Diagnose 2005, zum ersten Mal Medikamente genommen und zu einer Therapeutin gegangen 2006. Ich könnte aber auch sagen: schon immer. Das Gefühl, wertlos zu sein und nicht mehr leben zu wollen, kenne ich schon aus meiner Kindheit. Ich war ein ruhiges, melancholisches Kind, das sich nicht besonders gern hatte. Liebe Magdalena, Du bist mir nicht ähnlich, und darüber freue ich mich jeden Tag. Du lässt mit deiner Wut die Wände wackeln, und wenn Du fröhlich bist, bringst Du alle um Dich herum zum Strahlen. Das ist natürlich keine Garantie dafür, dass Dir Depressionen erspart bleiben. Ich bin depressiv, Dein Opa ist depressiv, und es ist erwiesen, dass psychische Krankheiten erblich sind. Ich habe aber eine gute Nachricht für Dich: Mein Leben ist schön. Trotzdem.

2009

Meine Depression sitzt mitten auf der Brust, da wo Kinder das Herz hinmalen, wo es aber eigentlich nicht ist. 2009 habe ich noch keine Kinder, aber ich habe einen Elefanten. Er sitzt auf mir. Wenn ich aufwache, meistens sehr früh, lange vor dem Weckerklingeln, bleibe ich liegen. Ich kann ja nicht aufstehen, der Elefant ist sehr schwer, außerdem muss ich noch nicht aufstehen. Ich habe Zeit, im Dunkeln zu liegen, den Schmerz genau zu spüren und darüber nachzudenken, wie schwierig alles ist, wie sinnlos das Leben und wie wertlos ich selbst bin. Ich bewege mich nicht, meine Kraft reicht nicht einmal dafür, mich auf die andere Seite zu drehen. Wenn der Wecker klingelt, bin ich schon zwei Stunden wach (oder drei oder vier), aber ich stehe nicht auf. Ich finde Gründe, warum ich noch Zeit habe. Erst vorgestern Haare gewaschen, geht schon noch. Frühstück? Eh kein Hunger. Was anziehen? Aber was? Hilfe, eine Entscheidung. Entscheidungen sind am schlimmsten, nichts ist schwieriger für mich, wenn ich gerade in einer tiefen Depression stecke. Manchmal überfordert mich die

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Entscheidung für eine Hose dermaßen, dass ich mich krankmelde und den ganzen Tag über den Tod nachdenke. Öfter schaffe ich es in letzter Minute, doch noch aufzustehen, irgendetwas anzuziehen und in die Arbeit zu fahren. Dort funktioniere ich dann vor mich hin und weine auf dem Klo. Ich melde mich für die dämlichsten Aufgaben freiwillig, denn alles, wofür man Kreativität braucht, überfordert mich. Abends geht es mir dann besser. Ich habe den Tag überlebt. War doch gar nicht so schlimm, denke ich, ich bin doch gar nicht krank, hatte nur einen schlechten Tag. Doch am nächsten Morgen wache ich um 4.30 Uhr auf, und ein Elefant sitzt auf meiner Brust.

Am Samstagvormittag stehe ich im Drogeriemarkt und bin den Tränen nahe. Mein Shampoo ist leer, schon seit Tagen, deswegen bin ich trotz der tonnenschweren Gewichte an meinen Füßen die 200 Meter zum nächsten Drogeriemarkt gegangen. Alle zehn Meter überlege ich, ob ich es wohl schaffe oder nicht doch lieber umkehre und mich wieder ins Bett lege. Ich schaffe es – und jetzt stehe ich vor einem vier Meter langen Shampooregal. Es gibt mindestens 100, ach, 200 verschiedene Flaschen. Für sprödes Haar, für glanzloses Haar, für trockenes Haar. Naturkosmetik, herkömmliche Kosmetik, Markenprodukte. Eine Flasche für 99 Cent oder eine für 11,99 Euro. Eigentlich ist es scheißegal, aber gerade deshalb kann ich mich nicht entscheiden. Ich gehe wieder nach Hause und ziehe mir die Bettdecke über die ungewaschenen Haare.

Wer so drauf ist, kann kein Kind kriegen, denke ich. Damit ich nicht so drauf bin, nehme ich Antidepressiva und gehe dreimal die Woche zur Therapie. Ich bin 28 Jahre alt und suche so verzweifelt nach Heilung, dass ich auch einer Schamanin, diversen Heilpraktikerinnen, Homöopathinnen und einem Akupunkteur viel Geld bezahle. Denn wenn ich gerade nicht tief in der Depression stecke, will ich was vom Leben. Ich mag meinen Beruf, will damit auch etwas erreichen, und ich liebe meinen Freund und will eigentlich Kinder. Doch bevor das alles geht, will ich „das mit der Depression in den Griff kriegen“ – und damit meine ich, dass ich ohne Medikamente und Therapie funktionieren soll.

Es ist mein Freund, der mir die entscheidende Frage stellt: „Was ist, wenn das nie richtig gut wird? Willst du dann keine Kinder bekommen?“ Diese Möglichkeit habe ich bis dahin nie in Erwägung gezogen. Ich gehe in die Therapie wie ein Auto in die



# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Werkstatt: Ich will wieder flottgemacht werden und dann auf denselben Straßen wie vorher herumfahren.

Auf der Frage denke ich ein paar Monate herum. Dass ich Kinder will, da bin ich sicher. Doch ich habe Angst. Was machen wir, wenn ich in eine Depression abrutsche? „Ich bin doch auch noch da“, sagt mein Freund. Ich frage meinen Psychiater und meine Frauenärztin, ob irgendetwas gegen eine Schwangerschaft spricht. Beide sagen Nein. Zwei Wochen später bin ich schwanger und setze alle Medikamente ab. „Die meisten depressiven Frauen kommen super ohne Psychopharmaka durch Schwangerschaft und Stillzeit“, behauptet meine Gynäkologin, und mein Psychiater glaubt, es gebe ohnehin keine Medikamente, die ich in dieser Zeit nehmen dürfe.

2011

Er ist es auch, der eineinhalb Jahre später von mir verlangt, sofort abzustillen, damit ich meine alten Antidepressiva wieder nehmen kann. Ich trinke literweise Salbeitee, binde meine Brüste ab und pumpe Milch, um sie in den Abfluss zu gießen. Dabei bekomme ich eine schwere Brustentzündung. Ich mache Dir, liebe Magdalena, Pulvermilchfläschchen und heule. Doch die Hormonumstellung durch das abrupte Abstillen macht alles nur noch schlimmer, die Medikamente haben nicht die geringste Chance gegen die Depression. Es geht mir schlechter als jemals zuvor. Der einzige Grund aufzustehen bist Du, Magdalena. Ich kann zwar nichts mehr essen, aber Dir einen Brei zu kochen, kriege ich hin. Ich wechsle Dir auch die Windeln, bade, trage, schiebe Dich und ich spiele mit Dir – beziehungsweise ich lege mich auf den Boden, während Du spielst. Dabei grüble ich darüber nach, wie ich es nur wagen konnte, Mutter zu werden. Was für eine Hybris! Ich hatte doch vorher gewusst, wie es mir manchmal geht. Ich werfe mir vor, dass ich Dich bekommen habe – und gleichzeitig liebe ich Dich mehr als alles andere auf der Welt. Ein schwer aushaltbares Gefühlskuddelmuddel, für Dich und für mich, aber Du funktionierst trotzdem wie ein kleines Uhrwerk. Das ist ziemlich typisch für Kinder von psychisch kranken Eltern. Wahrscheinlich spürst Du sehr genau, wie viel ich gerade aushalten kann, und 2011 ist das so gut wie gar nichts.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Heute bin ich ziemlich stabil – und Du manchmal schwierig. Du bist fordernd und launisch und lässt deine Gefühle an mir aus. Vielleicht ist das ganz normal für eine Siebenjährige. Vielleicht holst Du Dir hier aber auch noch etwas, das Dir in deinem ersten Lebensjahr gefehlt hat.

Nach der Entlassung aus der Mutter-Kind-Klinik suche ich mir eine neue Psychiaterin, diesmal eine, die sich auskennt mit Schwangerschaft und Stillzeit. Sie ist die Erste, die bezüglich der Medikamente ehrlich zu mir ist. Bisher habe ich nie länger als ein Dreivierteljahr am Stück Tabletten genommen. Sie sagt: „Über das Absetzen sprechen wir frühestens in drei Jahren.“ Ich beweine mein zweites Kind, von dem ich jetzt glaube, dass ich es nie bekommen kann. So schrecklich, wie das alles gelaufen ist, wäre es doch unverantwortlich, noch mal schwanger zu werden? Es gibt Selbsthilfegruppen von Frauen mit postpartalen Depressionen. Ich gehe nur einmal hin, frage aber alle, die da sind, ob ich ein zweites Kind bekommen darf. Sie sagen Ja, raten mir aber zu einem möglichst großen Altersabstand.

Als die meisten meiner Mütterfreundinnen also nach eineinhalb Jahren wieder schwanger werden, mache ich nicht mit. Erst als Du drei Jahre alt bist, schon aufs Klo und in den Kindergarten gehst, denken wir über ein zweites Kind nach.

2014

Antidepressiva, die offiziell für Schwangere zugelassen sind, gibt es nicht. Doch seit Jahrzehnten sammeln Ärzte Daten über Schwangerschaften, bei denen die Mütter doch Medikamente genommen haben, weswegen man ganz gut weiß, welche Präparate mehr und welche weniger riskant sind. Es ist eine Abwägung: Alles abzusetzen, ist schließlich auch nicht ganz ungefährlich, das haben wir beide ja erlebt.

Meine Psychiaterin entscheidet daher, dass ich ein altbekanntes, lang erprobtes Antidepressivum nehmen soll, und zwar durch die ganze Schwangerschaft, Geburt und Stillzeit hindurch. Abgesehen von hochgezogenen Augenbrauen und kritischen Nachfragen, wenn ich mal wieder „100 Milligramm S. täglich“ in irgendeinen

Anamnesebogen schreibe – „Aber Sie sind doch schwanger!“ – verläuft alles absolut problemlos.

2018

Deinem kleinen Bruder bleibt der holprige Start, den wir zusammen hatten, erspart. Und manchmal frage ich mich, ob er gerade deswegen relativ entspannt durchs Leben geht, während Du so oft nicht weißt, wohin mit Deinen Gefühlen. Du bist ein explosives Emotionsbündel, das nicht gut mit Trennung oder unvorhergesehenen Ereignissen umgehen kann. Liegt das an unserem ersten Jahr? Oder seid Ihr einfach unterschiedlich – wie eben die meisten Geschwister?

Heute bist Du sieben Jahre alt, Dein kleiner Bruder ist drei, und ich bin 37. Seit fast sieben Jahren nehme ich jetzt durchgehend Medikamente, on-and-off seit 2005. Ich habe elf Jahre Psychotherapie hinter mir. Wenn mir damals jemand gesagt hätte, wie lange das alles dauert, wäre ich vielleicht gleich von der Brücke gesprungen. Damals habe ich in einer Stadt ohne S-Bahn-Gleise gewohnt, dafür aber mit einem großen Fluss und vielen Brücken. Suizidgedanken sind anpassungsfähig.

Inzwischen denke ich nicht mehr oft, dass Sterben besser wäre als Leben. Manchmal schon, und dann tut es weh wie eh und je. Doch ich versuche, das Gefühl wie eine Gewitterwolke vorbeiziehen zu lassen. Es kommt, es geht, und wenn es da ist, sage ich mir mantraartig: Das ist nicht echt. Ich habe eine Krankheit, und die Lebensmüdigkeit ist ein Symptom. Es hat nichts damit zu tun, was ich wirklich will.

Ein Shampookauf hat mich schon länger nicht mehr überfordert. Aber es gibt immer mal wieder Wochen, in denen es jeden Tag Nudeln mit Pesto gibt, weil alles andere zu viel Kraft kostet. Und in denen ich um neun ins Bett gehe, weil ich so erleichtert bin, dass ich den Tag überlebt habe. In solchen Wochen bin ich dankbar für die viele Unterstützung, die ich bekomme. Am meisten hilft mir mein Mann. Dein Papa. Anders als ich selbst sah er in Depressionen noch nie eine Schwäche und in Therapie und Medikamenten kein Stigma. „Dein Papa war immer für mich da“, diese doofe Floskel hätte ich jetzt beinahe hingeschrieben. Doch das ist er gar nicht, und das ist

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

seine größte Stärke. Wer mit einem Depressiven zusammen ist, braucht ja vor allem ein gutes Gefühl dafür, wann er nicht helfen kann. Zuhören und trösten ist gut. Irgendwann nicht mehr zuzuhören, sondern „ruf deine Therapeutin an“ zu sagen, ist besser.

Viele Angehörige machen den Fehler, psychisch kranken Menschen sämtliche Alltagsorgen abzunehmen und ihnen ein offenes Ohr für all die selbstzerstörerischen Gedanken und Gefühle anzubieten. Macht Dein Papa natürlich auch immer wieder mal. Doch irgendwann zieht er eine klare Grenze und sagt: „Wenn es dir so schlecht geht, brauchst du Hilfe, die ich dir nicht geben kann. Aber ich helfe dir, die richtige Therapeutin, die richtige Ärztin, die richtige Klinik zu suchen.“ Dein Papa weiß auch, dass er nur für mich da sein kann, wenn es ihm selbst einigermaßen gut geht. Dafür muss er ab und an egoistisch sein – und zum Beispiel zum Feiern auf die Wiesen gehen, während seine Frau in der Psychiatrie sitzt. Viele Leute fanden das damals unmöglich von ihm, und wenn ich ehrlich bin: ich auch. Doch es war richtig. Depressive Phasen dauern mindestens Wochen, oft Monate. Wer sich so lange zu einem depressiven Menschen ins schwarze Loch setzt, findet am Ende selbst nicht mehr heraus.

Wer mit mir zusammenlebt, muss lernen, die einen von den anderen Tagen zu unterscheiden. An den einen Tagen muss mein Mann akzeptieren, wenn ich im Bett liegen bleibe und nicht mal in der Lage bin, Brötchen vom Bäcker zu holen. An anderen Tagen muss er genau das von mir verlangen und mir damit helfen. Ein Balanceakt, gemeinsam auf dem Seil mit jemandem, der weder balancieren kann noch will. Und zwei Kinder tanzen inzwischen auch noch mit.

Mein Leben fühlt sich tatsächlich oft wie ein Seiltanz an. Wenn es mir gut geht, liegt das Seil auf der Erde und ich laufe drüber, es ist kaum schwieriger, als auf festem Boden zu laufen. Das sind die Momente, in denen ich denke: Läuft doch. Wie wäre es mit einem neuen Job? Einem dritten Kind? Vielleicht ein Buch schreiben? Voller Übermut tanze ich über mein Lebensseil, alles in der Balance, alles scheint machbar, und früher waren das die Momente, in denen ich umgezogen bin, eine Affäre angefangen oder zumindest die Medikamente abgesetzt habe. Heute weiß ich: Dann geht der Boden weg. Und balancieren ist nur dann leicht, wenn das Seil auf dem Boden liegt. In der Luft wird es wackelig, da braucht es viel innere Stabilität, um nicht zu fallen. Ich habe die nicht, ich brauche Boden unter den Füßen und jemanden, der mir die

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Hand gibt. Das völlig in Ordnung zu finden war vielleicht das Schwierigste von allem.

—

## Das Leben davor und danach

*Die Gefängnispsychologin Susanne Preusker wurde vor neun Jahren von einem Häftling vergewaltigt. Nun beging sie Suizid. Über ihren Kampf mit einem Trauma, von dem sie dem stern noch wenige Tage zuvor gesagt hatte, dass sie ihn gewonnen habe*

Von Dominik Stawski, stern, 12. April 2018

Acht Tage bevor Susanne Preusker freiwillig aus ihrem Leben trat, stand sie in ihrer Küche, ein Lachen im Gesicht, eine Kaffeetasse in der Hand, ihr Hund Emmi tobte umher, die Sonne schien durch die hohen Altbaufenster. „Mit Milch oder ohne?“, fragte sie.

Waren wir blind, weil wir in diesen Momenten nur Harmloses, nur Gutes sahen? Wir, ein Kollege und ich, waren gekommen, um Susanne Preusker für einen Artikel über Schuld und Strafe zu interviewen. Wir sahen eine attraktive Frau, freundlich, lustig, bewundernswert. Sie wirkte weit jünger als 58. Hätte ich spüren müssen, dass sie eigentlich nicht mehr wollte, nicht mehr konnte? Oder wollte sie da noch?

Es war ein Montag Anfang Februar. Auf der Zugfahrt zu ihr hatte ich ihr Buch gelesen. „Sieben Stunden im April“. Auf der Rückseite stand:

### *ÜBERLEBENSMUT*

*Ihre Geschichte ging durch alle Medien. Die Gefängnispsychologin Susanne Preusker wird an ihrem Arbeitsplatz, dem Hochsicherheitsgefängnis in Straubing, von einem inhaftierten Sexualstraftäter sieben Stunden lang eingesperrt, mehrfach vergewaltigt und mit dem Tode bedroht. Ungeschminkt und mit erzählerischer Präzision schildert Susanne Preusker das Unvorstellbare, die Todesangst, aber auch, wie sie es geschafft hat, nach dem Martyrium zu überleben.*

Sie hatte überlebt. Neun Jahre lang.

Und nun? Warum nahm sie sich das Leben? Weil sie die seelischen Schmerzen, die der Täter ihr zugefügt hatte, nicht mehr aushalten konnte? War diese Vergewaltigung im Grunde ein Mord? Mit einem Tatzeitraum vom 7. April 2009 bis zum 13. Februar 2018?

Die Familie, ihr Mann Wolfram und ihr Sohn David, wollen sich aus nachvollziehbaren Gründen nicht öffentlich äußern. Einige Wochen nach dem Suizid stellen sie in einem Brief und einer E-Mail nur zweierlei klar: Ja, es war die Tat von damals. Und ja, man dürfe darüber berichten.

Als Journalist sollte man sich gut überlegen, ob und wie man über einen Suizid schreibt, denn Studien belegen, dass ein sogenannter Werther-Effekt, also die Gefahr von Nachahmungstaten, existiert. Nachdem die Medien im Herbst 2009 über den Selbstmord des Fußball-Nationaltorhüters Robert Enke berichtet hatten, stieg die Zahl der Suizide dramatisch an.

In diesem Text geht es nicht um den Selbstmord von Susanne Preusker, sondern um ihr Leben, um ihre zwei Leben, wie sie selbst sagte, das davor und das danach. Zwei Leben, von denen jeder erfahren sollte, weil es jedem einmal so ergehen kann wie ihr. In der Widmung ihres Buches schrieb sie: „Für alle, die sich plötzlich ungewollt in einem anderen Leben wiederfinden. Für Wolfram und für David. Und für mich.“

Die Frage, die uns im Februar zu ihr führte, stellte sich anlässlich eines anderen Verbrechens, des Gladbecker Geiseldramas von 1988. Dieter Degowski, einer der beiden Haupttäter, stand vor seiner Freilassung, und die Frage lautete: Wann endet Schuld?

Der Kaffeeduft legte sich über den Küchentisch, Hündin Emmi hatte sich beruhigt, das Diktiergerät lief.

Wie geht es Ihnen heute, Frau Preusker?

„Ich habe mich relativ erfolgreich in diesem neuen Leben eingerichtet. Ich denke, sagen zu können, dass ich etwas Gutes daraus gemacht habe. Ich schreibe ein Buch nach dem anderen, das ist mein neuer Job. Natürlich vermisse ich mein altes Leben. Aber es tut nicht mehr so weh, wie es einmal wehgetan hat.“

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Was vermissen Sie?

„Ganz grundlegende Dinge wie morgens um halb neun irgendwo sein zu müssen. Bücher zu schreiben ist eine schöne Sache, aber eine zutiefst einsame.“

Susanne Preusker war Gefängnispsychologin. Nach dem Abitur am Hildesheimer Gymnasium Himmelsthür hatte sie Psychologie in Osnabrück studiert. Sie begann ihre Berufstätigkeit in einer psychiatrischen Klinik und wechselte später in den Strafvollzug. „Ich mag Menschen“, sagte sie. „Ich wollte wissen, wie sie ticken.“ Preusker arbeitete in Anstalten in Celle, Alfeld, Hannover, Bützow und schließlich in Straubing, wo sie die therapeutische Abteilung für männliche Sexualstraftäter leitete. Sie machte Karriere, wurde eine gefragte Gutachterin und Dozentin. Mit Anfang 30 hatte sie mit ihrem ersten Mann einen Sohn bekommen, den sie abgöttisch liebte. Preusker war nicht klein, aber ihr David wuchs so schnell, dass er sie bereits als Jugendlicher weit überragte. Preuskers neuer Partner wurde sein Stiefvater, die drei wuchsen zu einer Familie zusammen. In den letzten Tagen ihres „Lebens davor“ planten Preusker und ihr Partner gerade ihre Hochzeit.

Im Leben davor habe sie viel Glück gehabt, sagte Preusker in unserem Gespräch, „so viel, dass ich das Gefühl hatte, jetzt muss ich auch einmal etwas zurückgeben. Deswegen bin ich 2008 in die Kirche eingetreten. Ich wollte etwas zurückgeben, und sei es die Kirchensteuer.“

Zwischen einem Leben davor und einem Leben danach können Sekunden oder Jahre liegen. Sekunden, in denen jemand einem die Vorfahrt und die Familie nimmt. Oder Jahre, in denen man eine Krankheit besiegt, die einen verändert. In diesen Sekunden oder Jahren kann etwas enden und beginnen. Enden kann zum Beispiel der stärkende und heilsame Glaube, dass am Ende alles irgendwie gut geht. Und beginnen kann die quälende und zersetzende Angst, dass es immer noch schlimmer kommen könnte.

Die Unglücke, Verbrechen, Krankheiten, all die traumatischen Erlebnisse, die das Davor und das Danach trennen, unterscheiden sich. „Andere Menschen haben andere Geschichten“, schrieb Preusker. Ihre ist vielleicht besonders schlimm. Aber sie sagte sich immer wieder: „Du bist nicht der Nabel der Welt.“ Sie bezeichnete sich einmal als



# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

„Luxusopfer“, weil es ihr besser gehe als vielen anderen, schließlich sei sie ausgestattet mit einer Familie, die sie nach Kräften unterstütze, und einem Mann, der zu allem Überfluss an Liebe auch noch Jurist sei.

Bei Susanne Preusker lagen zwischen dem Davor und Danach sieben Stunden, deren Grausamkeit das Vorstellbare übersteigt. Ihr war es wichtig, dass klar benannt wird, was ihr angetan wurde. „Mit Scham tun sich Opfer keinen Gefallen“, sagte sie und fügte voll bitterer Ironie an: „Opfer. Wie ich diesen Ausdruck liebe.“ In ihrem Buch schrieb sie: „Ich habe nichts zu verbergen. Ich muss mich nicht verstecken. Die Wahrheit schmerzt und löst Bestürzung aus. Das zeichnet die Wahrheit aus. Sie ist selten schön, aber immer notwendig.“

Es war ein Dienstagnachmittag 2009 in Straubing, kurz nach fünf, Preusker packte in ihrem Büro gerade ihre Sachen zusammen, weil sie einen Termin bei einer Kosmetikerin hatte. Die Hochzeit stand ja bevor. Am Tag zuvor hatte sie die Einladungen verschickt. Plötzlich trat Roland K. in ihr Büro, ein wegen Mordes und Vergewaltigung verurteilter Mann, den Preusker seit vier Jahren behandelte. Die Gefangenen durften sich innerhalb der Therapiestation frei bewegen. K. fragte, ob Preusker für ihn Zeit habe. Sie tröstete ihn auf die kommenden Tage, aber K. blieb einfach in der Tür stehen. Sie müsse nun wirklich gehen, drängte sie. Er reagierte nicht. Sie stand auf und ging auf ihn zu. Da griff er sie an. Sie wehrte sich, doch K. zog ein Messer hervor, das er ihr an den Hals drückte, er zwang sie, ihren Schlüssel herzugeben, verschloss die Tür und verbarrikadierte sie mit Möbeln. Er zog seine verschwitzte Kleidung aus. Mehrmals vergewaltigte er sie. Preusker wehrte sich nicht mehr, gehorchte ihm. Sie wusste, dass sie, wenn überhaupt, nur so überleben würde. Sein letztes Opfer, das hatte sie in der Akte gelesen, war an seiner Knebelung erstickt – er hatte das Schreien nicht aushalten können. Susanne Preusker wollte unbedingt überleben. Mit aller Kraft unterdrückte sie den Reiz, sich zu übergeben, weil sie Angst hatte, dass er das als Zeichen ihres Ekels ihm gegenüber deuten könnte. Er habe Sekundenkleber für ihren Mund dabei, drohte er ihr. Nach sieben Stunden, in denen K. am Telefon mit Polizei und Gefängnismitarbeitern verhandelt hatte, gab er auf. Er ließ sie ihre Kleidung wieder anziehen.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Und dann trat Susanne Preusker aus ihrem Büro, die Polizei, das Sondereinsatzkommando, ihre Kollegen, alle starrten auf sie. Sie griff nach den Händen fremder Menschen, sie fiel fast zu Boden, schrie, weinte. Man brachte sie in ein anderes Zimmer, in dem ein Notarzt sie behandelte. Man sah zwar Wunden in ihrem Gesicht, aber nicht, was ihr angetan wurde. Das Wichtigste war: Sie lebte.

In einem Krankenwagen fuhr man sie in eine Klinik. Dort, im Krankenhaus der Barmherzigen Brüder, mitten in Bayern, besaßen sie keine „Pille danach“. Ein Pfarrer holte sie in einer Apotheke.

Neun Jahre später, an ihrem Küchentisch, sprach sie kaum über diese Details der sieben Stunden. Wir fragten auch nicht danach, wir wollten es ihr ersparen und sagten, dass wir beim Schreiben auf ihre Schilderungen im Buch zurückgreifen würden. Sie könnte das tatsächlich als Rücksichtnahme empfunden haben. Oder aber als fehlende Anerkennung ihres Leids. Dazwischen nämlich verläuft der Grat, auf dem sich jeder wiederfindet, der mit Traumatisierten über ihren Kampf spricht.

Als ihr neues Leben begann, musste Preusker erzählen, was hinter ihrer Bürotür geschehen war. Egal, wie schwer es ihr fiel. Denn hätte sie geschwiegen, hätte niemand erfahren, dass es ihr Trauma überhaupt gegeben hat. Weil sie durch ihren Beruf wusste, wie wichtig ihre Schilderung spätestens vor Gericht werden würde, schrieb sie ein paar Tage nach der Tat alles auf. Sie erzählte es der Polizei und Menschen, die ihr nahestanden. Sonst aber hielt sie sich zurück. Viele glauben bis heute, dass sie die Öffentlichkeit gesucht habe, weil sie ihr Buch verkaufen wollte. Preusker bekam nach dem Erscheinen des Buchs Zuschriften, in denen es hieß, dass sie Profit aus ihrem Schicksal schlagen wolle. „Auch heute noch wäre es mir lieber, ich hätte es nie schreiben müssen“, begann sie deswegen das Vorwort der zweiten Auflage.

In Wahrheit floh Preusker zunächst vor der Öffentlichkeit. Die Ärzte schrieben sie krank. „Es war nicht meine Mutter, wie ich sie in Erinnerung hatte“, sagte ihr Sohn später über diese Zeit in einer Fernsehdokumentation. „Es war irgendwie eine zerstörte Frau. Total kaputt. Wie ein anderer Mensch fast.“

Preusker zog sich zurück in die Wohnung ihres Mannes in Magdeburg, fast 500 Kilometer entfernt von Straubing. Vom Küchenfenster schaut man auf einen kleinen

Hof, der von mehreren Gebäuden umrahmt ist. Die Balkone liegen so nah beieinander, dass die Nachbarn miteinander plauschen können. Es war Frühling, und Preusker wollte an die Luft, sie saß auf dem Balkon und schaute wie so oft ins Leere. Die Nachbarn wunderten sich. „Mensch, Suse, bist ja so viel hier!“ , war so ein Satz, den sie noch Jahre später im Ohr hatte. „Was sagt man da? Bin krankgeschrieben? Dann: Oh, was ist los? Und dann nur Gestammel“ , erinnerte sie sich.

Sie hielt das nicht aus. Es fühlte sich an, als würde man lügen. Und so wussten nach und nach mehr Nachbarn Bescheid.

Der Gerichtsprozess stand bevor. Allein die Gedanken daran quälten sie. Als Opfer, als wichtigste Zeugin, musste sie aussagen, auch wenn sie Angst davor hatte. Aber sollte sie auch als Nebenklägerin an dem Prozess teilnehmen? Ihr Mann, den sie trotz der Tat zehn Tage später geheiratet hatte („Nun erst recht“, hatte er gesagt), und ihr Sohn waren dafür. „Sie wollten, dass ich mehr bin als ein Aktenzeichen. Aber ich fürchtete mich davor. Und kurz vor der Verhandlung habe ich gesagt: Okay, ich mach’s. Unter einer Voraussetzung: dass ich nicht öffentlich aussage. Das werde ich auf keinen Fall tun.“

Mit Sonnenbrille trat sie in den Gerichtssaal. Ihr Herz raste. In ihrer Hand hielt sie Beruhigungspillen. „Und dann beantragte der Angeklagte, dass die Öffentlichkeit vom gesamten Prozess ausgeschlossen wird, weil es in dem Verfahren um seine Intimsphäre gehe. Ich dachte, ich spinne. Seine Intimsphäre? Ich konnte das nicht fassen. Und irgendjemand sagte dann, dass der Antrag abgelehnt würde, wenn ich öffentlich aussage.“

Was nun? Es blieb nur eine kurze Verhandlungspause. In diesen zwei Minuten stellten sich die Weichen für die kommenden Jahre, auch wenn sie es nicht ahnen konnte. „Du wirst doch wohl diesem Arsch nicht das Recht geben auf eine geschützte Privatsphäre“ , sagte ihr Sohn, damals 17. „Hältst du es denn aus, wenn ich allen davon erzähle?“ , fragte sie ihn. Er nickte.

„Mit meiner öffentlichen Aussage sind die Dämme gebrochen. Plötzlich waren die Kameras vor meiner Nase. Das volle Programm.“ Preuskers erster Schritt in die Öffentlichkeit war nicht freiwillig.

Doch er fühlte sich richtig an.

Der Prozess habe sie verwandelt, erinnerte sie sich in ihrer Küche. Dieser Moment, in dem sie dem Täter in die Augen sah. „Und dann guckte er weg. Er konnte mir nicht standhalten. Das war ein wichtiges Gefühl.“

War der Prozess eine Therapie?

„Irgendwie schon. Dass mich das Gericht sah. Dass ich das geschafft habe. Und es war wichtig für mich, dass er bestraft wurde. Dieser Satz: Er ist schuldig. Der war wichtig. Das Strafmaß gar nicht so sehr.“ K. wurde zu 13 Jahren und neun Monaten Haft und anschließender Sicherungsverwahrung verurteilt. Seine Aussichten, jemals wieder freizukommen, sind schlecht.

Auch durch den Prozess lernte Preusker, dass das Verbrechen und all die Gefühle nun zu ihr gehörten. Von Beginn an wusste sie, dass sie professionelle Hilfe benötigen würde, um mit diesem Teil ihres Lebens fertigwerden zu können.

Fällt eine Therapie leichter, wenn man selbst Therapeutin ist?

„Es hilft nicht unbedingt“, antwortete sie. „Weil dieses Diagnostizieren, das Anwenden von Methodik, wie man es gelernt hat, bei einem selber nicht so funktioniert.“

Preusker besuchte mehrere Therapeuten. Ihr erstes Ziel war, an das Geschehene denken zu können, ohne die Nerven zu verlieren. In stundenlangen Sitzungen durchlebte sie ihr Martyrium in Gedanken wieder und wieder. „Das ist wie ein Stein“, sagte sie in ihrer Küche, „über den Sie Wasser laufen lassen. Irgendwann wird er rund.“ Irgendwann konnte sie sogar das Buch schreiben. Auch wenn es absurd klingt, sie wollte so auch Abstand gewinnen, weil sie ihre Geschichte danach buchstäblich in eine Schublade stecken konnte.

Das zweite Ziel war, wieder ihren Alltag leben zu können, in eine dunkle Tiefgarage zu fahren, ohne in Panik zu geraten wegen des Gefühls, eingeschlossen zu sein und kaum fliehen zu können. Gemeinsam mit ihrer Therapeutin wagte sie sich immer wieder in Situationen wie diese. Expositionstherapie nennt man das. Das Problem waren die zahllosen Trigger, die sich in ihr Bewusstsein gepflanzt hatten. Damals in ihrem Büro hatte ihr Gehirn in eine Art Notmodus geschaltet und den Körper

mit Stresshormonen geflutet. Das Gehirn kann die traumatischen Erlebnisse mit Sinneswahrnehmungen verknüpfen. Überlebende der Ramstein-Katastrophe schilderten zum Beispiel, dass der Geruch von frisch gemähtem Gras bei ihnen noch viele Jahre später Panikattacken auslöste. Der Rasen war vor der Flugshow gemäht worden. Für manche syrische Flüchtlinge, die nach Deutschland gekommen sind, ist das Knallen der Silvesterböller seelische Folter. Und manche Patienten, die sich kaum an ihren Überlebenskampf auf einer Intensivstation erinnern können, erleben durch den Geruch von Desinfektionsmittel einen Flashback. Intrusionen nennen Psychologen solche Erinnerungen. Und Gerüche sind die allermächtigsten Anker dafür.

Für Preusker gab es wenig Schlimmeres als verschwitzt stinkende, weiße Unterhemden. Der Täter trug so eines, und ihr Blut hinterließ Flecken darauf. Verschlossene Türen konnten sie in Panik versetzen. Auch das Tape, das ihr Sohn zum Abbinden seiner Football-Verletzungen zu Hause herumliegen hatte. Sah sie es, bekam sie Herzrasen, denn K. hatte sie mit einem Klebeband gefesselt. In der Küche schrie sie einmal ihren Mann Wolfram an. „Leg das Messer weg, leg sofort das Messer weg!“ Er hatte nur eine Scheibe Brot geschnitten. „Da war lange dieses Gefühl“, sagte sie einmal in einer Fernsehdokumentation, „was, wenn du dich in Wolfram auch irrst?“

Die Traumaexpertin Sybille Jatzko, die gemeinsam mit ihrem Mann Hunderte Verbrechens- und Katastrophenopfer betreut hat, verglich in einem Aufsatz über die Überlebenden der Ramstein-Katastrophe das Leben der Betroffenen mit einer Schallplatte. Einer Vinylplatte, die einen Kratzer bekommt. Der Kratzer ist ein Unfall, ein Verbrechen, was auch immer. Er geht nie mehr weg. Berührt die Nadel des Plattenspielers die Stelle, springt sie und macht ein schmerzendes Geräusch. Nie wieder wird die Platte so klingen, wie sie einst klang.

Preusker fand zurück in den Alltag. Lernte, wieder in geschlossenen Räumen zu sein. Oder mit ihrem Sohn einzukaufen. Die Panikattacken trafen sie von Jahr zu Jahr seltener. In einem stillgelegten Gefängnis in Magdeburg trainierte sie sogar, wieder lange, kahle Knastgänge mit Gittern in den Fenstern entlangzugehen. Stück für Stück holte sie sich ihren Mut zurück.

Das Fliegen, das Eingesperrtsein in einem Flugzeug, fiel ihr immer noch schwer, weswegen die Aussicht, dass ihr Sohn, der heute Mitte 20 ist, bald nach Kanada ziehen

könnte, ihr zuletzt Kummer bereitete. „Ach, irgendwie werde ich das schon hinkriegen“, sagte sie fast trotzig in der Küche. „Zur Not schreie ich eben ein bisschen rum.“ Sie lachte. Und wir lachten mit.

In ihrem neuen Leben war sie damit beschäftigt, mit dem Geschehenen umzugehen. Jeder Tag konnte zu einem Kampf gegen die Trigger werden. Ständig hatte sie Therapiesitzungen. Außerdem prozessierte sie über Jahre vor Gericht um ihre Pension, denn als Psychologin arbeiten konnte sie nicht mehr.

Andere Themen musste sie sich erkämpfen. Sie schrieb einen Ratgeber über Hunde und mehrere Krimis. Psychologen sprechen von neuen „Gedankenspuren“, sie seien wichtig, damit man nicht immer über die gleiche Autobahn im Kopf rast. Trotz ihres Traumas gelang ihr, was vielen nicht gelingt: Sie behielt das Interesse an anderen und ihren Problemen. Ihr letztes Buch handelte von zwei Frauen, deren tiefe Freundschaft durch den Krebstod der einen endet.

Was sie auch tat, in der Öffentlichkeit verband man sie mit der Tat vom April 2009. Immer wieder bat man sie zu Lesungen. Auf Kongressen diskutierte sie über Opferrechte, forderte, Hilfsangebote müssten ausgebaut werden. Sie gab anderen, die das Trauma verstummen ließ, eine Stimme. Wer schafft es schon, eine Tat und ihre Folgen öffentlich in so ehrliche Worte zu fassen?

Jeder Auftritt kostete sie Kraft. Doch ihn bewältigt zu haben gab ihr auch Kraft.

Wann endet Schuld?, war die Frage, die wir mitbrachten.

„Selbst wenn der ewig sitzen würde, die Schuld könnte er nicht tilgen, so lang ist das Leben gar nicht“, sagte sie. „Er hat mein Leben ... ‚zerstört‘ möchte ich nicht sagen. Aber er hat mein Leben maßgeblich geändert, gegen meinen Willen. Und er hat, und das macht die Schuld auch aus, Menschen, die mir nahestehen und die ich liebe, verletzt. Auf immer. Meinen Sohn. Kein 17-Jähriger sollte so etwas erleben müssen. Er hat ihm ein Stück Jugend genommen.“

Könnten Sie ihm je vergeben?

„Never ever. Niemals!“

Preuskers Wut war immer noch da. „Wut ist besser als Angst“, sagte sie einmal. Sie nannte den Täter bei unserem Gespräch nie beim Namen, sondern wahlweise „Idiot“ oder „Typ“. Sein Gesicht werde sie nie vergessen. „Wenn ich es jetzt zeichnen müsste, ich könnte es.“ Und seinen Gesichtsausdruck? „Ja, ja, ja. Das vergisst man nicht. Manchmal in der Stadt sehe ich Menschen, die ihm ähnlich sehen, und dann zucke ich zusammen. Und ich halte es schwer aus, wenn Menschen in seinem fränkischen Dialekt sprechen.“

Um sich zu rächen, hatte Preusker schon vor Jahren einen Brief an K. formuliert. Aus den Therapiesitzungen mit ihm im Gefängnis wusste sie über die Wunden in seiner Familie und seiner Kindheit Bescheid. Sie schrieb eine Abrechnung, die nur er verstehen würde, weil sie so intim war.

„Ich habe in dem vergangenen Jahr oft an Ihre Großeltern denken müssen“, heißt es darin. „Und an die Geschichte von dem Jungen, der in das Fell eines Hundes weint. Sie haben so viele Menschen enttäuscht und angelogen ... Aber Sie haben mich nicht zerstört, K.“

Der Brief wurde zunächst nicht zugestellt, die Leitung der Anstalt, in die K. verlegt worden war, hatte Bedenken. „Die meinten wohl, es würde ihm nicht guttun. Aber ich habe gerichtlich erstritten, dass der Brief ihm überreicht wird“, sagte Preusker. „Jeder Satz darin trifft ins Herz.“

Sie habe nie eine Antwort bekommen, aber die wolle sie auch nicht, „wären ja eh nur Lügen“. Mit dem Brief stellte sie das alte Machtverhältnis wieder her – das war ihr am wichtigsten.

In ihrem Buch kommt ein einziges Mal das Wort Selbstmord vor, an einer Stelle, an der sie von einer Therapiesitzung erzählt. Der Therapeut hatte sie gefragt: „Hatten oder haben Sie Selbstmordgedanken?“

Und Preusker schrieb: „Ich lüge und sage Nein, und er tut so, als glaube er mir.“

Wir haben sie im Februar auf diese Zeilen nicht angesprochen. Während der Stunden in ihrer Wohnung wirkte sie gefestigt. So, als hätte sie die Worte verwirklicht, mit denen sie ihr Buch beendete hatte: „Und meine sonstigen Pläne? Leben.“ Zum Abschied führte sie uns noch einmal über den Flur, zeigte das Zimmer, in dem sie

einsam ihre Bücher verfasste, vom Schreibtisch aus schaut man auf den Magdeburger Dom.

Ich ging im Glauben, dass sie es überstanden hat. Dass sie damit leben kann und will.

Aber als Journalist ist man nur Oberflächenbeschauer, mit ein paar Fragen im Block und nur ein paar Stunden Zeit. Kein Freund. Kein Therapeut. Schon gar nicht ein Vertrauter.

Und was heißt „überstanden“? Kann man so etwas überhaupt überstehen? Wo ist der Punkt, an dem man weiß: „Jetzt ist gut“? Kann es den Punkt überhaupt geben, wenn jeder Tag die Gefahr birgt, dass einen ein Geruch in einen Flashback stürzt?

Psychologen haben in Studien festgestellt, dass Opfer von Vergewaltigungen viel häufiger (in etwa 50 Prozent der Fälle) mit einem Trauma zu kämpfen haben als zum Beispiel Überlebende einer Naturkatastrophe (4,5 Prozent). Eine erlittene Vergewaltigung erhöht auch das Suizidrisiko dramatisch. Eine Vergewaltigung kann man nicht auf eine höhere Macht schieben. Sie ist kein Schicksalsschlag, von dem manche sich sagen mögen, dass ein Gott ihn so vorgesehen habe. Nach einer Vergewaltigung gibt es auch keine Schicksalsgemeinschaft, weil man allein war, als es geschah. Die Tat passiert im Innersten des eigenen Körpers. Angesichts dessen hat Susanne Preusker viel mehr als nur überlebt. Hat sich zurückgekämpft, einen neuen Beruf gefunden, gemeinsam mit Mann und Sohn ihre Familie zusammengehalten, als Kämpferin für Opferrechte wurde sie ein Vorbild.

„Wir würden Sie noch einmal anrufen, wenn Fragen auftauchen“, sagte ich auf dem Weg zur Tür. „Und ein Fotograf wird sich bei Ihnen melden, wenn Sie einverstanden sind.“

„Ja klar, in Ordnung“, antwortete sie.

Der Fotograf klingelte zehn Tage später an ihrer Tür. Ein Bekannter der Familie öffnete. Es sei gerade schwierig, sagte er. Dann komme er einfach später wieder, schlug der Fotograf vor. Nein, es sei generell schwierig.

So erfuhren wir, dass sie zwei Tage zuvor gestorben war.



Warum? Warum jetzt? Gab es einen Auslöser? Psychologen sprechen von Episoden im Leben der Traumatisierten. Hellen und dunklen. Die Dunkelheit kommt häufig an Jahrestagen. Oder dann, wenn das Leben mit all den unlöslichen Erinnerungen zu anstrengend wird. Wenn das Dagegen-Ankämpfen einen mehr und mehr erschöpft. Und die Gewissheit in einem wächst, dass der Kampf wohl nie aufhören wird.

Stunden nachdem uns die Todesnachricht erreichte, hörte ich mir noch einmal die Tonaufnahme unseres Gesprächs an. Hätte ich etwas merken können? Müssen? Ihre Stimme klang fest, nicht brüchig. Man hört, wie sie ihren Hund ermahnt, wie sie von Hamburg schwärmt, wo der Regisseur Christian Görlitz ihr die gerade fertiggestellte Verfilmung ihres Buches gezeigt hatte, die im Sommer auf Arte und im Herbst in der ARD ausgestrahlt wird. Es habe sich seltsam angefühlt, die eigene Geschichte in einem Kino zu sehen, sagte sie. Bei manchen Szenen habe sie auch weggeguckt. Doch der Film habe ihr sehr gut gefallen. Von Panik oder Triggern sprach sie nicht. Selbst bei unseren Interviewpassagen über ihr Trauma klang ihre Stimme sicher, viele unserer Fragen dürften für sie nicht neu gewesen sein. Bei keiner zögerte sie, zu antworten. Sie sprach offen über ihre Ängste. Das ließ sie für uns nur noch stärker wirken. Sie kannte ihre Seele. Sie wusste, wie verletzlich sie noch immer war.

Susanne Preusker starb am 13. Februar 2018.

## Es ist nicht alles aus

*Der bevorstehende Weltuntergang ist zum beliebten Partytalk geworden. Konstantin Richter empfiehlt: Statt sich diffusen Zukunftsängsten hinzugeben, könnte man sich mal mit der Gegenwart befassen*

Von Konstantin Richter, Die ZEIT, 07.12.2017

Neulich, an einem Seeufer in Brandenburg, die Geburtstagsfeier einer Fünfjährigen. Die Kinder rennen rum und rufen: »Fang mich doch, du Eierloch«, die Eltern trinken Weißwein und reden über die Apokalypse. Ein Vater sagt, schon in den Achtzigern habe er mit dem Ende gerechnet, nun sehe er die Zukunft noch schwärzer. Ein Zweiter stimmt ein. Er denke darüber nach, für den Fall des Falles eine Hütte zu kaufen, möglichst weit weg, mit Obst und Gemüse im Garten. Ein Dritter, der dabeisteht, nickt ganz selbstverständlich, als gehe es, wie sonst so oft, um Berliner Immobilienpreise oder die neuesten Serien bei Netflix. Und während die Väter den Kollaps herbeireden, singen die Amseln, und das Wasser glitzert sehr gemütlich in der Spätsommersonne.

Ich hätte eigentlich mitmachen können. Ich bin Pessimist, ich sehe Dinge negativ. Oft laufen meine Sätze, wie einer Schwerkraft gehorchend, auf Einwände und Bedenken hinaus, und wenn sich mal partout nichts aussetzen lässt, ende ich trotzdem mit einem unbegründeten »Aber ...«, weil ich von der Skepsis nicht lassen kann. Doch nun, da ich sehe, dass selbst lebensbejahende Menschen meinen, die Welt befinde sich am Abgrund, möchte ich zaghaft widersprechen: Ich weiß genau, wie ihr euch fühlt. Aber ...

Aber ich verstehe nicht, was mit einem Mal so schlimm sein soll, es geht uns doch relativ gut. Und damit meine ich nicht bloß Weißwein trinkende Kindergartenväter, sondern die meisten Bürger westlicher Länder. Der Harvard-Professor Steven Pinker hat ein Buch darüber geschrieben, wie viel friedlicher die

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Welt in den vergangenen Jahrhunderten geworden ist. Gewalt heißt es, ein gutes Buch, bloß ein bisschen zu vollgestopft mit haarsträubenden Beschreibungen der Gräueltaten, die Steinzeitmenschen, alte Römer und mittelalterliche Ritter begangen haben. Als Kulturoptimist weiß Pinker offenbar sehr genau, dass ihm Statistiken allein nicht genügen, er muss das Beweismaterial anschaulich machen. Und trotzdem glaubt ihm keiner.

Die Stimmung hat sich gedreht. Viele Leute, die ich kenne, lesen plötzlich Dystopien, vor zehn Jahren war das noch ein Fachbegriff, den bloß Literaturwissenschaftler kannten. Eine Freundin von mir denkt laut darüber nach, ihr wassernahes Haus zu verkaufen, denn sie fürchtet den Anstieg des Meeresspiegels. Dabei hat sie noch einige Meter Platz nach unten. Als Spinner gelten nun nicht mehr die Prepper, die sich akribisch auf das Ende vorbereiten, sondern die anderen, die sorglos und scheinbar naiv vor sich hin leben. Woher kommt diese Weltuntergangsstimmung, die selbst die Angehörigen der bürgerlichen Mitte erfasst hat?

Einen klaren Bruch, einen einzigen Wendepunkt gab es nicht, eher schon eine Häufung schlechter Nachrichten. Die Kriege, die Terroranschläge, die neuen Autokraten – und die Tatsache, dass ausgerechnet die Amerikaner vor einem Jahr einen Mann zum Präsidenten gewählt haben, der mit künftigen Katastrophen zu liebäugeln scheint. Dazu kommt noch das Wetter, die immer öfter auftretenden tropischen Wirbelstürme, die ganze Landstriche verwüsten, und ihre deutschen Verwandten, die Egon oder Herwart heißen und ein bisschen harmloser sind. Selbst dem Sonnenschein ist nicht mehr zu trauen. Mitte Oktober, als ein paar Tage lang klares Herbstwetter war, hieß es, ein Hurrikan aus dem Westen habe den Himmel über Berlin freigeweht, und schon kam einem das schöne Wetter so giftig vor wie ein Fliegenpilz.

Vielleicht vertragen wir schlechte Nachrichten einfach nicht mehr. Wir glaubten schon, darüber hinweg zu sein. Ich habe in den Neunzigern studiert und bin mit der Idee erwachsen geworden, dass die liberale Weltordnung gesiegt habe. Dass die Menschheit auf der langen Reise zu Demokratie, Menschenrechten und einer besseren

Welt ihr Ziel erreicht habe. Diese Idee war eine Fiktion, ein schöner Traum, das wissen wir nun, wir sind erwacht und kommen damit nicht zurecht.

Bloß ist die gegenteilige Vorstellung, dass die Erde deshalb zugrunde gehen müsse, auch eine Fiktion. Und diese Fiktion hat eine irrationale Kraft, sie ist im kollektiven Unbewussten tief verankert, sie geht bis zur jüdischen Apokalyptik und den Texten des Neuen Testaments zurück. Seuchen und Plagen. Ins Meer stürzende Berge. Die Völker von Gog und Magog. Ist Donald Trump nicht wie gemacht für die Rolle des Antichrist? Als Al Gore neulich in Berlin war, um sein Klimawandel-Sequel Immer noch eine unbequeme Wahrheit vorzustellen, sagte er, die steten Nachrichten von »Dürre, Flut und Feuer« erinnerten ihn an die Offenbarung des Johannes.

Dabei sollte uns die Tatsache, dass die apokalyptischen Ängste weder neu noch originell sind, misstrauisch machen. Es hat sie immer gegeben, mal stärker, mal schwächer, sie gehorchen den Gesetzen von Ebbe und Flut, und derzeit herrscht Flut. In seinem Buch Verhalten bei Weltuntergang hat der Berliner Autor Florian Werner mit schön ironischer Distanz aufgeschrieben, warum wir den Ängsten stets aufs Neue erliegen. Weil uns die Geschichte vom Ende der Menschheit als Narrativ überzeugt. (Wo ein Anfang ist, muss auch ein Ende sein.) Weil das Wissen, dass das Leben immer weitergeht, für das sterbliche Individuum eine narzisstische Kränkung darstellt. Und derzeit womöglich am relevantesten: weil die apokalyptische Zuspitzung der Reduktion von Komplexität dient. Wenn man die Welt nicht mehr versteht, ist nichts bequemer und einfacher, als mit dem Schlimmsten zu rechnen.

Gesellschaft, Wirtschaft und Technologie haben sich in den vergangenen Jahren extrem verändert. Doch vieles von dem, was derzeit an Zukunftsvisionen kursiert, orientiert sich auf fast rührend schlichte Weise an der Vergangenheit, an den achtziger Jahren insbesondere, als es bloß eine einzige und sehr konkrete Bedrohung gab. Millionen sahen 1983 den Katastrophenfilm The Day After, der im nuklearen Mittleren Westen spielte, und waren zutiefst verstört. Heute – mehr als dreißig Jahre später – haben wir es in Literatur und Film wieder mit ganz ähnlichen Fiktionen zu tun. Tapfere Überlebende wandern, nach Mitmenschen suchend, durch verseuchte Trümmerlandschaften. Manchmal ist auch ein Haustier dabei. Oder gleich ein ganzes Hunderudel wie in Karin Peschkas Erzählung Wiener Kindl, die beim Ingeborg-

Bachmann-Wettbewerb 2017 den Publikumspreis gewann. Ein kleines Mädchen überlebt eine unbenannte Katastrophe, sie hat die Eltern verloren, alle anderen Österreicher sind wohl auch tot, und Frösche treiben in Zierteichen. »Im Sog des Unglücks war ihnen die Schallblase geplatzt.«

Wie aber setzt man sich ernsthaft mit Angst einflößenden Dingen auseinander, ohne gleich den Schreckensbildern zu erliegen? Zunächst mal: indem man das Knäuel der Bedrohungen entzerrt. Zur Weltuntergangsstimmung trägt ja bei, dass so viele ganz verschiedene Gefahren die Aufmerksamkeit beanspruchen. Man ist vor lauter Gleichzeitigkeit geneigt zu glauben, wir bekämen es schon bald mit der Summe aller Übel zu tun. Es heißt: O Gott, der Terrorismus, Nordkorea, die Killerviren, was da alles zusammenkommt! Kommt es aber nicht. Weil bei aller Ungewissheit doch auszuschließen ist, dass sich Islamisten, Kim Jong Un und Krankenhauskeime zusammentun, um gemeinsam zuzuschlagen.

Darum lohnt es sich, eine Art Rangliste zu machen und diejenigen Dinge, die am meisten Sorgen bereiten, genauer anzuschauen. Diese Liste muss nicht für jeden Menschen gleich ausfallen. Angstgefühle sind erfahrungs- und charakterbedingt. Der eine fürchtet die Herrschaft der Roboter, der nächste den Zusammenbruch des Finanzsystems. Egal jedoch, womit man sich beschäftigt – man wird darauf stoßen, dass die Zukunft nicht unweigerlich düster aussehen muss. Bloß fehlt uns der nüchterne Blick. Entweder es wird alles gut, oder es wird ganz schlimm. Wir können uns nicht vorstellen, dass das, was uns bevorsteht, so komplex, vielschichtig und – allen Kalamitäten zum Trotz – alltäglich sein könnte wie die Gegenwart.

Umfragen zeigen, dass viele Menschen den Klimawandel als eine der größten Bedrohungen wahrnehmen. Zugleich ist das Interesse an detaillierten Informationen erstaunlich gering. Die Leute wollen nicht über etwas lesen, das ihnen Angst macht, und wahrscheinlich trägt die Verdrängung noch zu Fantasien bei, die eine verblüffende Ähnlichkeit mit Katastrophenfilmen aufweisen. Der Klimawandel ist aber nicht Waterworld mit Kevin Costner, sondern ein schleichender Prozess, den Menschen auf diese oder jene Weise beeinflussen dürften und dessen Konsequenzen, je nach Region, höchst unterschiedlich ausfallen werden. Anstatt diffusen Ängsten nachzugeben, könnte man sich eingehend mit erneuerbaren Energien, der Kohlenstoffsteuer oder den

Auswirkungen von Dürren auf die afrikanische Landwirtschaft beschäftigen. Man könnte den langen Artikel von Elizabeth Kolbert im New Yorker lesen – über die verzweifelten Bemühungen von Firmen und Wissenschaftlern, das CO<sub>2</sub> aus der Luft herauszufiltern. Und man müsste sich auch mit dem eigenen Verhalten auseinandersetzen. Was sagt es über uns aus, wenn wir Trumps Kündigung der Pariser Verträge für katastrophal halten – und weiterhin selbst kürzeste Wege mit dem Auto fahren und Fleisch essen und fliegen, als gäbe es kein Morgen? Ist das nun apokalyptischer Fatalismus oder Faulheit? Oder eine ungute Mischung aus beidem?

Es gibt noch einen weiteren Grund, warum manche Menschen von kommenden Katastrophen sprechen. Sie erhoffen sich etwas davon. Ich meine jetzt nicht Sektenführer, sondern die politischen Kräfte rechts und links der Mitte. Die Ideologen reden den Weltuntergang herbei, sie sagen Migrationsschwemmen voraus oder Umweltkatastrophen oder den großen Börsencrash, weil sie sich vom Zusammenbruch der öffentlichen Ordnung einen Systemwechsel erhoffen. Schon der Urtext der Linken, Das Kommunistische Manifest, war eine apokalyptische Vision: die Prophezeiung eines Umsturzes und der Erlösung in Form einer klassenlosen Gesellschaft. Die Rechten wiederum haben ihre eigenen Texte. Im Moment lesen sie Finis Germania und einen alten französischen Roman namens Das Heerlager der Heiligen, in dem Millionen von Indern auf Booten kommen. Und sie hoffen auf einen starken Mann, der erscheint, um das Abendland zu retten. Auch das ist apokalyptisch gedacht.

Ich selbst will keine Katastrophe. Und wenn ich nachts doch einmal aufschrecke und die Ängste nicht vertreiben kann, dann trete ich ans Fenster und schaue auf die leeren Straßen. Alles ruhig, alles gut. Ich wünsche mir, dass das noch lange so bleibt. Ich bin jetzt 46 Jahre alt, ich möchte an der Welt, wie wir sie kennen, festhalten. Ich möchte keine Dystopien lesen, die im Jahr 2075 spielen. Ich möchte keine Serien auf Netflix schauen, in denen ausgemergelte Gestalten durch zerstörte Städte wandern. Und ich möchte, dass auch andere Menschen ihre Zukunftsängste vergessen und sich stattdessen mit der hinreichend unbequemen Gegenwart beschäftigen. Über den Weltuntergang können wir dann immer noch reden. Zur gegebenen Zeit. Also spätestens in ein paar Milliarden Jahren, wenn die Sonne erlischt.

## Das Unwohlsein der modernen Mutter

*Versorgerin, Businesswoman, Milf – Mütter sollen heute alles sein. Dass darunter ihr Wohlbefinden leidet, ist kein Wunder.*

Von Mareice Kaiser, ze.tt, 03.09.2018

Dieser Text entsteht als Sprachnachricht auf dem Fahrrad, ich fahre vom Büro zur Kita. Zehn Minuten habe ich noch, bevor die Kita schließt. Wenn ich schnell fahre, brauche ich eine Viertelstunde. Während ich auf meinem Fahrrad in mein Smartphone spreche, fahre ich über zwei rote Ampeln und das ist mehr als eine Metapher. Ich bin spät dran, wie immer. Gern hätte ich heute noch länger gearbeitet. Mein Kind mag es nicht, wenn es pünktlich abgeholt wird. Pünktlich bedeutet hier 16 Uhr, Schließzeit der Kita. Um 16 Uhr bin ich fast immer die Mutter, die später kommt als alle anderen Eltern. Ich habe keine Ahnung, wie die anderen Familien das machen.

Ich bin also genau um 16 Uhr an der Kita-Tür und schließe mit Schweiß auf der Stirn und außer Atem die Tür auf. „Dein Kind wartet schon sehnsüchtig“, begrüßt mich ein Vater. Zack, das sitzt. Schlechte Mutter, warum kommst du so spät? Mein Kind begrüßt mich mit trauriger Miene und der Frage „Warum bist du so spät?“ Mir fällt keine pädagogischere Antwort ein als das ehrliche: „Erstens bin ich pünktlich und zweitens muss ich arbeiten, um unsere Miete zahlen zu können.“ Meine Genervtheit landet hier definitiv bei der falschen Person.

Vor der Kita-Tür schreibe ich einem Kollegen eine kurze Nachricht, der gerade einen Text von mir redigiert. Ich bin nicht mehr dazu gekommen, auf seine Kommentare zu reagieren. Währenddessen jammert mein Kind neben mir nach Eis. „Wann gehen wir endlich los?“ „Gleich“, sage ich. Ich kann nicht zählen, wie oft am Tag ich „gleich“ oder „sofort“ zu meinem Kind sage – und in den seltensten Fällen bin ich ehrlich damit. Meistens wird aus gleich oder sofort ein später. Ich finde mich dabei selbst sehr ätzend. Neben uns steht eine andere Kita-Mutter mit Kind an ihrem Fahrrad und bekommt das Schloss nicht auf.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Wir versuchen seit Anfang des Sommers, uns zu verabreden. Jetzt verfärbten sich langsam die Blätter an den Bäumen. Ich mag diese Frau wirklich gern, es ist mir unangenehm, dass wir es bis jetzt nicht geschafft haben. Ich überlege kurz wegzuschauen, schaue dann aber doch hin. „Es tut mir leid, ich schaffe gerade gar nichts, außer überleben“, sage ich. Sie schaut zurück, lächelt müde und antwortet: „Ich weiß genau, was du meinst. Ich könnte jetzt sofort heulen.“ Wir lächeln uns solidarisch zu, heulen beide nicht und fahren mit unseren Kindern los. Ich mit einem Kloß im Hals, sie vielleicht auch.

Es wundert mich nicht, dass eine Studie des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung (DIW) nun belegt: In den sieben Jahren nach der Geburt eines Kindes verschlechtert sich das mentale Wohlbefinden von einem Drittel aller Mütter deutlich. Es handelt sich um eine „substanzielle Verschlechterung“, so heißt es in der Studie. Das Unwohlsein der befragten Mütter äußert sich in drei Dimensionen: mentaler Stress, stressbedingter und sozialer Rückzug, depressive Verstimmungen und Angstgefühle.

Ja, ja, und ja. Ich kenne all das und die meisten meiner Freundinnen, die Mütter sind, ebenfalls. Zwischen einer Freundin und mir ist unser seit Monaten geplantes Treffen mittlerweile ein Running Gag geworden. Ich möchte seit einem Jahr wieder regelmäßig tanzen und habe bisher nur die Google-Recherche nach Jazzdance-Kursen in meiner Gegend hinbekommen. Eine glückliche Beziehung führen, das schaffe ich nur mit meinem Vibrator. Für das letzte Buch, das ich gelesen habe, brauchte ich mehrere Wochen. Und ich bin eine schnelle Leserin und das Buch ist sehr gut.

Das Buch hat Antonia Baum geschrieben, es heißt Stilleben und dreht sich um die Frage, wie man Mutterschaft und ein eigenes Leben verbindet und warum es Mütter eigentlich niemandem recht machen können. Oft vor allem nicht mal sich selbst. Woran das liegt?

„Baby belastet Mamas Psyche“ titelte die ÄrzteZeitung zur Studie. Das ist in den meisten Fällen Quatsch und viel zu kurz gedacht. Natürlich ist das Leben mit einem Baby oder einem (Klein-)Kind oft anstrengender, vor allem fremdbestimmter, als



ohne. Es ist aber nicht das Kind, das die Psyche belastet, sondern die Bedingungen, zu denen Mutterschaft in Deutschland möglich ist. Und die Leitbilder und Ideale, die Mütter betreffen.

Da gibt es das Leitbild der das Kind versorgenden Mutter mit starken sozialen Erwartungen. Das Leitbild der erwerbstätigen Mutter, die zu funktionieren hat, weil sie ja heutzutage schließlich genau die gleichen Chancen hat wie ihre Kollegen. (Ich lache an dieser Stelle leise und augenrollend.) Das Leitbild der Mutter als Vorbild für ihr Kind. Vor allem bei getrennten Eltern dann noch das Leitbild der Milf, der Mom I'd Like to Fuck.

So viele Bilder, und alle sollen sich in einer Person wiederfinden. Wer soll das schaffen? Außer Beyoncé fällt mir niemand ein. Wobei bei ihr natürlich ein Thema keine Rolle spielt: Geld. Beyoncé kann sich acht Nannys für ihre Kinder leisten. Die meisten Mütter, die ich kenne, können das nicht. Kinder sind teuer, heißt es immer wieder. Das stimmt so nicht, finde ich. Ja, natürlich bezahlt man mehr für Kleidung und Essen. Das geht aber auch günstig, wenn es sein muss. Was teuer ist, ist ein gutes Leben mit Kindern.

„Hinter den Ergebnissen unserer Studie liegt ein soziales Problem“, sagt Marco Gießelmann vom DIW. 19 Prozent der befragten Mütter beschreiben eine Verbesserung ihres Wohlbefindens. Mutterschaft ist eine Entlarvung, eine Polarisierung. Lebt eine Frau in sozialer Sicherheit, besteht eine hohe Chance, dass es ihr auch nach der Geburt eines Kindes gut gehen wird. Lebt eine Frau prekär, polarisiert Mutterschaft die Herausforderungen ihres Lebens. Gut zu sehen ist das am Beispiel von Ein-Eltern-Familien.

Rund ein Drittel aller Alleinerziehenden sind von Armut bedroht. Das Familienleben ist häufig ein wackliges Konstrukt – sobald eine Säule ins Wanken gerät, bricht das Konstrukt zusammen. Wenn das alleinerziehende Elternteil krank wird – zu rund 90 Prozent sind das Frauen –, ein Kind krank ist oder wenn die Waschmaschine kaputt geht. Zu wissen, dass das Konstrukt jederzeit auseinanderfallen könnte, macht Stress. Zu wissen, dass da niemand ist, um Sorgen und Belastungen zu teilen, macht Stress. An alles allein denken zu müssen und alles allein machen zu müssen, macht Stress.

Stress, den auch viele Mütter in heterosexuellen Partnerschaften kennen. Der Begriff Mental Load beschreibt die sichtbaren und unsichtbaren Aufgaben im Alltagsleben, ohne die kein Haushalt und keine Familie funktionieren kann. Wer macht die Einkaufsliste? Wer näht kaputte Kleidungsstücke? Wer kümmert sich um die Geburtstagsgeschenke? Wer schneidet dem Kind die Fingernägel? Wer denkt daran, dem Kind neue Schuhe für die nächste Jahreszeit zu kaufen? Fragen, die sich nach wie vor meistens zuerst die Mütter stellen.

Ja, es gibt sie, die Väter, die gleichberechtigte Elternschaft leben wollen. Die Familienstrippen halten jedoch weiterhin noch viel zu oft die Mütter in den Händen. Und auch Aufgaben zu delegieren ist Arbeit. Immer an alles denken zu müssen ist Arbeit und nimmt einen Teil der vorhandenen Energie. An Sachen denken kostet Energie, Verantwortung kostet Energie.

„Es ist ganz einfach, dachte ich (...), ich will ein Mann sein. (...) Ich will ein Mann sein, aber ich will nicht aussehen wie einer. (...) Aber die Möglichkeit aufzustehen, sich nicht zuständig zu fühlen und weiterzugehen, diese Möglichkeit wollte ich besitzen, für immer.“ (aus: Stillleben)

Die Lösung kann natürlich nicht sein, dass Mütter nun Väter werden. Die Lösung kann aber sein, dass Mütter und Väter Eltern werden. Die Bemühung darum, keinen Unterschied zwischen den Geschlechtern zu machen. Im Denken und im Handeln. Und nein, dass nur Mütter stillen können, ist für mich kein relevantes Argument. Wenn man gleichberechtigte Elternschaft leben will, geht das sehr wohl auch mit einem Kind, das stillt. Es müssen bloß alle wirklich wollen.

Die Verantwortung für die gesellschaftliche Veränderung liegt bei der Politik. Sie muss Bedingungen schaffen, in denen gleichberechtigte Elternschaft gelebt werden kann – und in denen auch Ein-Eltern-Familien gut leben können; immerhin die am stärksten wachsende Familienform. „Eine hochqualifizierte Betreuungssituation steigert das Wohlbefinden“, sagt Marco Gießelmann vom DIW. Nur über eine veränderte Politik kann es zu einer veränderten Norm der Gesellschaft kommen. Nur so können die starren Mutterideale aufgeweicht werden.

Manchmal treffen all diese überhöhten Mutterideale und alle Rufe nach Vereinbarkeit von Familie und Beruf auf die Realität. In Thüringen musste gerade eine Abgeordnete den Landtag verlassen, weil sie ihr Baby dabei hatte. Mütter sollen alles sein – aber nur, wenn es auch allen passt. Eine Mutter im Wochenbett im Landtag, gern – das Baby soll sie aber bitte zu Hause, oder wo auch immer, lassen. Eine Mutter, die gern Sex hat, prima – aber laut und öffentlich darüber sprechen, das schickt sich nicht. Milf bleibt währenddessen das beliebteste Porno-Genre. Eine Mutter soll selbstverständlich berufstätig sein – aber bitte nicht karrieregeil. Was Mütter wollen, scheint nicht relevant zu sein.

Dass es vielen Müttern in den ersten Jahren nach der Geburt ihrer Kinder mental und emotional schlechter geht als vorher, liegt nicht an ihren Kindern. Es liegt an den gesellschaftlichen Strukturen, die nicht für Frauen und erst recht nicht für Frauen mit Kindern gemacht wurden. Sondern von Männern für Männer. Strukturen, die für die Leistungsgesellschaft gemacht wurden. Für Menschen ohne familiäre Verpflichtungen rund um Kinder oder pflegebedürftige Angehörige. Familiäre Fürsorgearbeiten haben in diesen Strukturen bisher keinen Platz – das bekommen vor allem Mütter zu spüren, tagtäglich.

Ich möchte mal an einer Ampel stehen und warten, bis es grün wird. Bis die Ampel wieder rot wird. Und dann wieder grün. Einfach dort stehen und warten. Und irgendwann bei grün losgehen, wenn ich Lust darauf habe. Am liebsten gemeinsam mit meinem Kind.

Am liebsten gemeinsam.

## Macht euch breit!

*Sitzen Männer breitbeinig, ist es normal. Sitzen Frauen breitbeinig, ist das eine Provokation. Was verrät das über die gesellschaftliche Position der Geschlechter?*

Von Florentin Schumacher, FAS., 01.01.2018

Das mag jetzt vielleicht etwas überraschend kommen, in der Post-Weinstein/Spacey/Affleck/C.K./-Phase, jedenfalls war 2017 ein gutes Jahr für viele Frauen, für Frauen in Spanien zum Beispiel, zumindest für Frauen in Madrid, naja: für Frauen in Madrid, die Bus fahren. Denn der städtische Verkehrsbetrieb EMT hat im Sommer eines der größeren Alltagsärgernisse aus seinen Bussen verbannt. Ein kleiner Aufkleber zwischen „Nicht rauchen“ und „Kein Eis essen“ zeigt nun einen Mann, der allen anderen Männern im Bus zeigt, wie sie, por favor, nicht mehr sitzen mögen: breitbeinig.

In New York, in San Francisco und in Istanbul ermahnten die Verkehrsbetriebe ebenfalls mit Plakatkampagnen männliche Fahrgäste, ihre Beine nicht zu weit zu spreizen, wirklich nur einen Sitz einzunehmen und anderen Passagieren ebenfalls Beinbreitheit zu lassen, also: das sogenannte Manspreading bleibenzulassen. Das höfliche Japan kämpfte sogar schon in den siebziger Jahren gegen Manspreader, da war das Wort noch gar nicht erfunden.

Wobei mir auch nach intensivster Recherche nicht klar ist, wann Männerbeine als zu weit geöffnet gelten. Macht mich ein Öffnungswinkel von circa 30 Grad, das dürfte meiner bevorzugten Sitzposition entsprechen, zum Manspreader? Oder müsste ich die Beine doch weiter spreizen, sagen wir: sie im 45-Grad-Winkel (60 Grad? 90?) öffnen? Betreibe ich Manspreading, wenn ich in einem leeren Bus manspreade? Oder manspreade ich erst, wenn ich jemandem Platz wegnehme?

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Eine Frage immerhin lässt sich ganz einfach beantworten: Warum manspreaden ich (vielleicht) und viele andere Männer (ganz sicher)? Dass es hauptsächlich Männer sind, lässt sich angesichts der täglichen Empirie leider kaum bezweifeln, selbst wenn man einen eher sportlichen Öffnungswinkel von 180 Grad zugrunde legt. Erklärung 1: Geschlechtsteile. Männer spreizen, weil sie ansonsten zwischen ihrer austrainierten Beinmuskulatur den Penis/Hoden/ein anderes Hautstück einklemmen würden. Ein Argument, das verwandt ist mit: Meiner braucht Platz, und zu warm darf er auch nicht sein, wegen Unfruchtbarkeit. Das bringen vor allem sogenannte echte Männer vor, die wissen müssten, dass echte Männer niemals ihre Beine trainieren.

Tatsächlich gibt es aber auch eine wissenschaftliche Version von „Männer brauchen halt mehr Platz“. In einer Studie errechneten Forscher (Männer), dass bei Männern die Schultern im Schnitt 28 Prozent breiter seien als die Hüfte (Frauen: drei Prozent), weshalb sie auch breiter sitzen müssten, um die Balance zu halten und nicht umzukippen. Rückenleidensexperten warnen zudem, dass bei engbeinig sitzenden, breitschultrigen Männern der untere Rücken verkrampfen könne.

Nach Erfahrungen aus einem Selbsttest (breite Schultern: check) kann ich den Experten durchaus zustimmen: Wenn ich die Beine sehr fest zusammenpresse, kontrahieren im Innenschenkel verkümmerte Muskelschnüre; es krampft bis weit den Rücken hinauf. In dieser Position würde ich in der Bahn garantiert nur einen Platz belegen, den aber womöglich sehr lange.

Was nervt an Erklärung 1: Sie ist vollkommen hirnrissig. Jedem Mann ohne anatomische Anomalität sollte es gelingen, eine angenehme Sitzposition einzunehmen, die ihn noch nicht des Manspreadings verdächtig macht.

Also Erklärung 2: Geschlechterrollen. Jungen und Mädchen durchlaufen eine „geschlechtsspezifische Körper- und Bewegungssozialisation“. Den Rest kann man sich eigentlich denken: Während Jungen lernen, „actionbereit“ und „wettbewerbsorientiert“ zu sein, werden Mädchen dazu seltener ermutigt, sodass sie auf die „potenzielle

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Bandbreite ihres Bewegungskönnens“ verzichten, wie es die Erziehungswissenschaftlerin Renate Zimmer ausdrückt. Jungen – immer willens, ihren verdienten Platz in der Welt einzunehmen, raumgreifend, auch in der U-Bahn. Mädchen – machen sich eher klein und halten sich zurück, fürchten, mehr Raum einzunehmen, als ihnen zusteht.

Was nervt an Erklärung 2:

a) Sie ist viel zu naheliegend und auch noch 2018 garantiert richtig.

b) Sie ist so richtig, dass sich absolut nichts gegen sie einwenden lässt: Jeder hat seine Rolle – ja ja, das ist wahr, so wahr, dass es auch Kevin Großkreutz gesagt haben könnte.

Also. Erstens: Männer könnten ihre Beine enger zusammenstellen, wenn sie wollten. Aber, zweitens, weil sie Männer sind, denken sie nicht daran. Erzählte ich anderen Männern von diesem Artikel, musste ich ihnen meist erklären, was Manspreading ist; Frauen sagte ich nur das Wort, und sie erzählten: Erst vorhin wieder in der Bahn. Ungefähr jeden Tag im Bus. Im Biergarten, im Hörsaal, in der Sauna. Oft sagten sie irgendwann auch: Ich spreade jetzt absichtlich zurück. Das ist der Unterschied. Männer machen die Beine breit, weil sie nicht darüber nachdenken – Frauen, weil sie darüber nachgedacht haben.

Ausnahmslos alle Frauen, die angaben, in einer Art Gegenangriff zurückzuspreaden (n=6), waren sich sicher, dass ihr Verhalten andere Frauen in Bus und Bahn mindestens so sehr irritiert wie die Männer. Es hat ja auch etwas Vulgäres, für mich zumindest, wenn eine Frau die Beine spreizt, bis der Reißverschluss ihrer Jeans spannt, bei Männern wirkt dieselbe Pose nur lächerlich.

Deshalb ein Vorschlag: Frauen, manspreadet! Nehmt euch endlich den Raum, der euch genauso wenig zusteht, drückt die Knie gegen die des Sitznachbarn, um eure Beine

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

zwei Grad weiter spreizen zu können, freut euch über jeden vor Selbsterkenntnis angeekelten Blick in euren weit geöffneten Schritt, führt die ganzen jämmerlichen Machtkämpfchen, weil wir Männer nur so lernen werden, wie archaisch und lächerlich und damit bemitleidenswert niedlich unser Verhalten ist. Und es macht ja auch Spaß.

So ein gewonnener Stellungskrieg in der U-Bahn motiviert den ganzen langen Bürotag. Als ersten Schritt könntet ihr eure Taschen nicht mehr auf die Knie stellen, sondern dazwischen. Sucht euch einen Sport, der die Beine noch schneller zu O-Beinen deformiert als Fußball. Und dann übernehmt den Begriff „Manspreading“, eignet ihn euch an, bis er nicht mehr die Täter beschreibt, also Männer, sondern die Opfer eures expandierenden Manspreadings, also Männer, ernennt euch zu stolzen, breitbeinigen Manspreaderinnen und macht die Welt ein bisschen – weiblicher? Männlicher? Auf jeden Fall uneindeutiger.

Alternativ könnten sich natürlich auch alle normal hinsetzen, also anders normal.

## Verschärfte Wahrnehmung

*Nichts vom Tier – ist das denn so schwer? Vor einem Jahr fasste unser Autor den Entschluss, vegan zu leben – ein Jahr, in dem er viel gelernt hat.*

Von Bernd Ulrich, ZEITmagazin Nr. 32, 2.08.2018

Vorab drei große Menschheitsfragen, die im Folgenden vorläufig abschließend behandelt werden: 1. Gibt es ein Leben ohne Sünde? 2. Sind die anderen verrückt oder ich? 3. Bin ich zu dick?

Aber fangen wir mit dem Anfang an.

Ich bin 57 Jahre alt, habe meine Kinder impfen lassen, wohne nicht in Prenzlauer Berg, trinke Alkohol, habe keine veganen Freunde – und lebe dennoch seit Juli 2017 vegan. In diesem Jahr habe ich mehr über Tiere und Landwirtschaft, über Ernährung, über die Gesellschaft, meinen Körper und mich selbst gelernt als in jedem anderen Jahr zuvor.

Im vergangenen Sommer studierte mein Sohn noch in den USA Philosophie, außerdem spielte er Fußball als Leistungssport. Im Laufe der Zeit hatte er gewisse kulturelle Antikörper gegen die in Orlando, Florida, vorherrschende Lebensweise entwickelt. Gegen das ewige Autofahren, das ewige Fast Food und dergleichen. Er hatte angefangen, sein Brot selber zu backen, was mich gelinde gesagt überraschte, denn so oft war er in seiner Jugend nun nicht gerade in der Küche anzutreffen.

Eines Abends im späten Juli des Jahres 2017 rief er mich über FaceTime an und verkündete: »Papa, ich bin jetzt vegan!«



# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Man sagt ja, dass in der Sekunde des Todes das ganze Leben im Zeitraffer an einem vorbeizieht. So ähnlich war es jetzt auch bei mir. Der Satz meines Sohnes ließ eine ganze Kette von Erinnerungen und Gedanken durch meinen Kopf schießen, meine eigene, wie soll man sagen: Fleisch- und Tiergeschichte.

Ich starb aber nicht, sondern sagte schneller, als ich denken konnte: »Da mache ich mit.«

Manchmal trifft man nach langem Nachdenken eine wohlüberlegte Entscheidung oder redet sich das jedenfalls ein – manchmal entdeckt man plötzlich eine Entscheidung, die offenbar schon lange bereitgelegen hatte und sich nur noch nicht bemerkbar machen konnte. So war es jetzt.

Nach dem Ende unseres Gesprächs – es ging noch um Tofu, Proteine, B12 und Mandelmilch – überfiel mich eine gewisse Euphorie, aber das muss bei mir nichts heißen, ich bin auch sonst leicht euphorisierbar und liebe Anfänge. Zugleich dachte ich über die Vorgeschichte dieses Moments nach, sozusagen mein Leben mit dem Tier. Denn irgendetwas musste mich ja an diesen Punkt gebracht haben.

Hier also erst einmal meine Fleischgeschichte.

Da waren in meiner Kindheit die Jagdhunde auf dem Hof meines Onkels, eines wohlhabenden Bauern, den meine Eltern, unser Dackel und ich öfter am Wochenende besuchten. Wenn man am Zwinger vorbeiging, pressten die Hunde ihre Leiber verzweifelt ans Gitter, um gestreichelt zu werden. Da waren auch die Schweine auf diesem Hof, Hunderte müssen es gewesen sein, eng zusammengezwängt, verzweifelt quiekend, so kam es mir jedenfalls vor. Auf den hüfthohen Mauern zwischen den winzigen Pferchen standen die Fläschchen mit Medikamenten. Heute weiß ich, warum: Diese intelligenten Tiere vergehen vor Langeweile, sie bekommen kannibalische Anfälle, sie erkranken an Bewegungsmangel und weil sie kaum Ballaststoffe bekommen. Mir wurde damals gesagt, ich solle bloß leise sein, sonst könne eine Panik ausbrechen.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Und da waren die Momente im Keller unserer Essener Etagenwohnung, immer wenn mein Vater von der Jagd einen toten Hasen mitbrachte, um ihn dann hier unten »abzuziehen« und auszunehmen. Da hingen sie nun an Holzlatten aus grobem Kiefernholz wie die Bankräuber am Galgen in den Western, die ich damals so gern sah. Mit eigens geschärftem Messer trennte mein Vater das Fell vom Leib der Tiere; er machte das sehr geschickt, kein Gemetzel. Was mir besonders in Erinnerung blieb von diesen Kellermomenten, waren die dunklen Blutspritzer auf dem hellen Holz; noch tiefer hat sich mir jedoch der Geruch eingeprägt, ein Hauch von Verwesung, nur frischer; wie Fleisch aus dem Kühlschrank, aber viel stärker; ein violett-roter Geruch.

Ansonsten war ich ein ganz gewöhnliches Stadtkind der Sechziger- und Siebzigerjahre, man aß im Ruhrpott Fleisch ohne jedes schlechte Gewissen, die Frikadelle war, das wusste ich, aus aufgeweichtem Brötchen und aus Hack, halb und halb, aber doch irgendwie nicht von einem Tier. Schinken mochte ich gern, während des Onkels arme Schweine weit weg waren, irgendwo in der Nähe von Hamm. Nur die Zungenwurst war mir zuwider, weil da Stückchen von der Zunge drin waren. Aber sonst war noch alles in Butter, Fleisch essen hatte in der Welt, in die hinein ich geboren war, seine Unschuld noch nicht verloren. Was blieb, war lediglich ein Unbehagen am Rande meines Bewusstseins, das Schreien der Schweine, der violette Geruch, Männer an Tieren.

Die erste Wende in meinem Leben brachte ein Buch über Ökologie und Landwirtschaft, das ich in den späten Siebzigern in die Hand bekam, nicht zufällig, schließlich erlebte Deutschland seinerzeit die erste Welle ökologischer Bewusstwerdung. Ich studierte bereits, las, las noch mehr und war erstaunt, ja erschüttert, welche Folgen der Fleischkonsum für die Umwelt hatte. Und so begann meine erste vegetarische Phase, vegan gab es noch nicht, soweit ich mich erinnere. Allerdings war ein Vegetarier zu der Zeit ungefähr so exotisch wie ein Veganer heute, Unverständnis noch die mildeste Form der Reaktion. Und das vegetarische Gericht, das man sich in gewöhnlichen Restaurants bestenfalls erstreiten konnte, hieß: Rührei.

Dass ich in den folgenden Jahrzehnten immer mal wieder schwankte zwischen Vegetarismus und Fleischismus, erkläre ich mir mit einer gewissen, wie soll man sagen,

spirituellen oder intellektuellen Schlampigkeit. Alle paar Jahre ließ ich mich dann doch zurücksaugen in die Gewohnheit, die mich überall umgab.

Konsequent und ein Leben lang vegan zu sein, das dachte ich am Abend des folgenreichen FaceTime-Anrufs meines Sohnes, ist vermutlich noch schwerer. Was ich da noch nicht ahnte: Vegan ist leichter. Einfach weil man nicht ständig mit sich selbst diskutieren muss über Fisch und Eier oder über die Frage, ob nicht jemand, der Milch trinkt, zumindest auch Kalbfleisch essen müsste, weil es ohne Kälber eben keine Milch gibt.

Im Laufe meines Erwachsenenlebens lernte ich noch einige entscheidende Dinge über harte Männer und das Töten, die mit meinem Vater zu tun haben und mit Joschka Fischer. Mein Vater lebt seit Langem im Schwarzwald, nicht zuletzt weil er dort besser seiner großen Leidenschaft nachgehen konnte, der Jagd. Wir haben uns deswegen natürlich oft gestritten, der Jäger und der Vegetarier, das ist klar. Doch mit diesen Streitereien hatte es wohl nichts zu tun, dass ihm die Jagd im Laufe der Jahre immer schwerer fiel. »Ich kann nicht mehr abdrücken«, sagte er dann, das Töten falle ihm so schwer. Oft kam er unverrichteter Dinge von seinem Hochsitz zurück, er hatte den Hirsch gesehen – und ziehen lassen.

Eines Abends, Mitte der Neunzigerjahre muss es gewesen sein, betraten wir zusammen eine dieser vor Gemütlichkeit dampfenden Schwarzwaldkneipen. An einem Tisch saß allein ein Mann, Mitte vierzig, er hatte ein Viertel Rotwein vor sich, es war wohl nicht sein erstes. Mein Vater begrüßte ihn, wir setzten uns dazu. Der Mann war stark übergewichtig, seine Haut war übersät mit roten Flecken und Pusteln, er lallte ein wenig. Es stellte sich heraus, dass es sich um einen Kopfschlächter handelte, das sind die Metzger, die vor allem für das Töten der Tiere zuständig sind. Außerdem war er ein Mondscheinbauer, das heißt, er hatte einen eigenen kleinen Hof, den er nach dem Dienst in der Schlachtereibewirtschaftete. Der Mann trank schnell und redete schwerfällig, aber man konnte schon spüren: Es ging ihm schlecht, richtig schlecht. Dann erzählte er uns von dem Albtraum, der ihn jede Nacht verfolgte: »Auf dem Hang hinter meinem Hof stehen alle Tiere, die ich schon getötet habe, alle, sie schauen mich an und kommen langsam auf mich zu, es werden immer mehr. Bis ich aufwache.«

An diese Episode musste ich einige Jahre später zurückdenken, als mir Joschka Fischer für eine Biografie, die ich über ihn schrieb, die Geschichte seines Lebens erzählte. Ein Schlüsselereignis darin war der Moment, als Fischer zu dem Schlachthof gerufen wurde, in dem sein Vater, auch ein Kopfschlächter, arbeitete. Er war ein Trinker, der früh seine Gesundheit ruiniert hatte. So könnte man sagen. Man könnte aber auch sagen: Der Job hat ihn umgebracht. Jedenfalls war Fischers Vater am Arbeitsplatz zusammengebrochen und gestorben, der junge Joseph musste die Arbeitsklamotten abholen. Und als man ihm das blutbefleckte Bündel in die Hand drückte, fasste der Sohn einen Entschluss: So will ich nicht enden, auf keinen Fall.

Joschka Fischer wurde später ein großer Außenminister. Und ein barocker Esser. Dabei vermochte er offenbar ganz gut zu trennen zwischen dem Tier, dem Töten und dem Fleisch. Aber das schafft er nicht allein, es ist eine ganze Kultur der Unsichtbarmachung, die uns allen dabei hilft, unschuldig Fleisch zu essen. Die Tiere werden in Ställen versteckt, das Töten geschieht ebenfalls im Verborgenen, und dass jedes einzelne getötete Tier eine kleine Wunde in der Seele dessen hinterlässt, der ihm den Bolzen auf die Stirn drückt, das braucht uns nicht zu interessieren, das sind deren private Probleme. Sie müssen ja nicht trinken.

Noch etwas hat sich im Übrigen geändert. Männer wie mein Vater oder der Onkel, die damals mit einer gewissen Robustheit an das Thema Tier herangingen, gibt es heute seltener. Oder zumindest erleben heutige Kinder diese rohe Seite nicht mehr. Für sie gibt es nur Kühe zum Ausmalen. Und Fleisch.

Das Fleisch ist geblieben, nur mit noch weniger Tod.

Nicht zuletzt tauchte in meinem Bewusstseinsstrom wie ein Art trauriger Running Gag immer wieder das halb aufgeessene Brathähnchen auf, das ich mal in irgendeiner Kantine vor mir stehen hatte. Es war furchtbar trocken, aber das war gar nicht der Punkt, sondern dass ich es erst merkte, als ich schon die Hälfte gegessen hatte. Dieser großlose »Genuss« von Fleisch, diese Achtlosigkeit, löste in dem Moment einen kurzen Selbstekel aus und zog meine zweite längere Phase als Vegetarier nach sich. Nun, im Hochsommer 2017, stand mir all das wieder vor Augen.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Der Morgen nach dem Gespräch mit meinem Sohn, der Tag eins meines veganen Lebens, begann ernüchternd: Mein Kühlschrank gab nichts her für mein neues Ich. Überall Tierisches.

Mittlerweile ist das Frühstück für mich ein Fest: geschrotetes Getreide, nachts eingeweicht, köstlicher Joghurt aus Kokosmilch, frische Früchte, gehackte Nüsse, vielleicht zwei getrocknete Datteln, ein Schluck Leinöl. An Sonntagen Brot, einen der vielen Aufstriche auf Hanf- oder Hummus-Basis, gebratener Tofu, Kaffee mit geschäumter Sojamilch. Damals musste ich zunächst mal losziehen und einkaufen gehen.

Zufälligerweise hatte ich in der ersten veganen Woche meines Lebens zwei Arzttermine, der eine war beim Orthopäden. Der hatte bei mir kürzlich eine mittlere Arthritis in beiden Daumensattelgelenken diagnostiziert, und ich wollte mit ihm darüber reden, was nun zu tun sei. Beiläufig erzählte ich ihm von meiner neuen Ernährung; er reagierte ausgesprochen erfreut, weil der Konsum von Fleisch und anderen tierischen Produkten Gelenkerkrankungen aller Art verstärke. Eine vegane Ernährung könne bei mir zwar nichts heilen, aber den Verschleiß bremsen. Er gratulierte mir und entließ mich.

Am nächsten Tag dann die Hausärztin, eine ganz gewöhnliche übrigens. Auch wenn ich eigentlich ziemlich gesund bin, so leide ich doch unter einem chronischen Bluthochdruck, der vor fünfzehn Jahren (von einem anderen Arzt) festgestellt wurde und von dem man mir sagte, er sei erblich, weswegen im Übrigen dagegen nichts zu machen sei. Weil ich nicht dick bin und Sport treibe, blieben nur Tabletten: ein ACE-Hemmer, ein Cholesterinsenker und eine kleine Aspirin, damit das Blut schön flüssig bleibt. Drei Tabletten, und das an jedem verdammten Tag, seit fünfzehn Jahren, mit Nebenwirkungen, die zwar klein sind, über die ich hier aber trotzdem nicht sprechen möchte.

»Frau Doktor, ich habe angefangen, mich vegan zu ernähren.«

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

»Oh, das ist gut, da können Sie die Cholesterintabletten schon mal wegschmeißen.«

»Im Ernst?«

»Ja.«

»Sofort?«

»Sofort.«

»Und die anderen Tabletten?«

»Kann gut sein, dass wir die bald auch noch wegstreifen.«

Dieser Dialog machte mich glücklich und wütend zugleich. Etwa 15.000 Tabletten hatte ich geschluckt, weil man mir gesagt hatte, dass es nicht anders geht. Und nun geht es doch?! Heute weiß ich, dass die meisten Ärzte zu wenig von Ernährung verstehen, dass sie oft viel zu schnell auf altern, erblich und Tabletten gehen. Das ist kein böser Wille. Trotzdem ist es eigentlich ein Skandal.

Also ging ich heim, holte die Cholesterintabletten aus dem Schrank und warf sie im hohen Bogen in den Müll. Heute nehme ich harmlose B12-Tabletten, weil dieses Vitamin das Einzige ist, was ein Veganer sich nicht über die Nahrung verschaffen kann, nichts anderes muss künstlich zugeführt werden. (Nichtveganer bekommen das B12 übrigens oft auch nur, weil es Schweinen und Kühen zugefüttert wird, für sie ist es also eine Art indirekter Tabletteneinnahme.)

Das Vorurteil, auf vegane Weise nicht alles zu bekommen, was der Körper braucht, erwies sich als unbegründet. Man muss nicht mit der Feinwaage rumlaufen, Ernährungspläne sind überflüssig, eine ungefähre Vorstellung von Vitaminen, Proteinen, Ölen, Ballaststoffen und Mineralien reicht. Es war alles so viel leichter, als ich gedacht hatte.

So viel erst einmal zum Körper. Aber der ist nichts gegen die Kultur, genauer gegen den Zusammenstoß der Kulturen, der einem Neu-Veganer widerfährt, beginnend mit Tag eins.

Warum denn das? Warum denn du? Warum überhaupt? Am Anfang versuchte ich es nur mit der Gesundheit als probatester Begründung, das funktionierte ganz gut, wahrscheinlich weil es niemanden angreift. Ein Kollege meinte: »Ah, dann kann ich es verstehen. Ich hatte schon Angst, du bist jetzt so ein Spinner.« Zu dem Zeitpunkt war ich dieser Spinner aber schon längst. Zum Beispiel nahm die Euphorie einfach nicht ab. Vegan zu werden bedeutet ja nicht in erster Linie, auf Dinge zu verzichten, vielmehr entdeckt man einen neuen Kontinent, auch kulinarisch. Eines meiner ersten neuen Kochbücher hieß: *Immer schon vegan*. Darin sind Rezepte aus aller Welt enthalten, die es schon gab, bevor das Wort vegan überhaupt die Runde machte. Jeden Tag entdeckte ich neue Möglichkeiten, was ich kochen könnte, mein Körper bekam eine neue Spannkraft, oder ich bildete es mir zumindest ein. Verzichtsschmerz spürte ich so gut wie gar nicht. Fleisch interessierte mich nie; nur Käse war am Anfang ein Problem, doch im Laufe der Zeit stellte sich mein Geschmack um, mittlerweile reagiert er auf die Vorstellung von verdichtetem tierischem Fett auch dann mit leichter Aversion, wenn dieses Fett als Chèvre daherkommt. Kurzum: Es war wunderbar.

Aber mit einem solch bekifften Vortrag über mein neues Leben hätte ich wahrscheinlich alle verstört. Immerhin bin ich ja in führender Position bei einer sehr vernünftigen und seriösen Zeitung tätig. Also blieb ich recht sparsam mit Erzählungen über Leichtigkeit und Fröhlichkeit, in aller Opulenz sprach ich darüber lange Zeit nur im Vertrauen wie über ein Geheimnis.

Zugleich genoss ich eine neue Sensibilität, sie erinnerte mich an die Zeit, als ich zum ersten Mal Vater wurde: eine verschärfte Wahrnehmung für alles Laute, Dreckige und Gefährliche, in diesem Fall auch noch für die Allgegenwart von Fleisch. Es wird ja immer behauptet, der Veganismus sei schwer im Trend, eine Mode und in einer Stadt wie Berlin doch fast schon ein Must. Die Wahrheit ist völlig anders: Tier im Wein, Tier in Kartoffelchips, Tier in Tabletten, Tier in fast jedem Gericht. Unsere Kultur ist geradezu besessen davon, in alles irgendwas vom Tier zu infiltrieren.

Daher die kleinen Zusammenstöße, die Reibungen, die seitdem meinen Alltag mitprägen, die Scherze nicht zu vergessen. Der Standardwitz über Veganer lautet ja: »Woran erkennt man einen Veganer? – Er erzählt es einem.« Sehr lustig. Wer nicht in einer Veganer-Blase lebt, in einem eigenen Biotop also, wer sich nicht »vegan« inklusive Gebrauchsanweisung auf die Stirn schreibt, muss unablässig reden, um nicht ständig doch irgendwas vom Tier reingeschmuggelt zu bekommen. Wussten Sie, dass in Pappardelle Ei ist, in Spaghetti aber meist nicht? Und dann die ganzen Fragen, die einen misstrauisch machen: Aber Ei geht schon, oder? Fisch dürfen Sie auch nicht? Ist aber nur ganz wenig Butter drin. Aha.

## NICHTS VOM TIER – IST DAS DENN SO SCHWER!?

Tatsächlich bleibe ich fast immer freundlich, entschuldigte mich vorauseilend für die Komplikation beim Kellner, lasse dem Koch ausrichten, dass es mir leidtut, ihm Extra-Arbeit zu machen, und bedanke mich ehrlich und überschwänglich, wenn der sich was hat einfallen lassen.

Doch mit Höflichkeiten ist es beileibe nicht getan. Der Zusammenstoß der Kulturen ist unvermeidlich, auch wenn er zunächst ganz harmlos auftritt. Stufe eins: das freundliche Missverständnis.

Beim Vietnamesen:

»Dieses Tofu-Curry können Sie leider doch nicht essen.«

»Oh, warum denn nicht?«

»Da ist Milch drin.«

»Tatsächlich? Was für Milch denn?«

»Kokosmilch.«

»Ach so, danke, dann mache ich heute mal eine Ausnahme.«



# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

In Wahrheit mache ich keine Ausnahmen, schon weil sich meine Enzyme umgestellt haben und nicht mehr so leicht Fleisch oder Käse verdauen würden. Aber auch weil sich sozusagen mein ethischer Stoffwechsel verändert hat. Kokosmilch ist natürlich nicht nur nichts vom Tier, sondern im Gegenteil ein wichtiger Bestandteil veganer Küche.

Im bayerischen Hotel:

»Entschuldigung, warum sind meine Brotscheiben einzeln in Folie verpackt?«

»Mir wurde gesagt, Sie sind Veganer.«

»Ja, das stimmt, aber was hat das mit dem Brot zu tun?«

»Das ist glutenfreies Brot.«

»Oh, äh, danke.«

Das gehört zu den Grundannahmen über Veganer. Wer nichts vom Tier verspeist und trägt, der isst auch glutenfrei, trinkt keinen Alkohol und hat nur Blümchensex.

Zusammenstoß der Kulturen, Stufe zwei: Konfliktvermeidung.

Die häufigste Reaktion, die man in freundlich-liberalen, mit latent schlechtem Gewissen ausgestatteten Kreisen bekommt, lautet: »Ich esse auch fast kein Fleisch mehr.«

Ich denke mir dann immer, dass das im vorliegenden Einzelfall sicher wahr ist, aber nicht so recht erklärt, wieso der Fleischkonsum in Deutschland bei üppigen und konstanten 60 Kilo pro Kopf und Jahr liegt, wobei da die Köpfe der Vegetarier (angeblich knapp zehn Millionen) und Veganer (angeblich knapp eine Million) schon mitgezählt sind.

Mit einer Kollegin in der Kantine:

»Warum isst du denn keinen Salat mit Ei? Eier legen die Hühner doch gern!«

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

»Da wäre ich nicht so sicher, müsste man mal mit den Hühnern sprechen.«

»Aber das liegt doch in ihrer Natur.«

»Was würdest du schätzen, wie viele Eier Hühner pro Jahr legen, wenn man sie ihnen nicht täglich wegnimmt und wenn sie ihre Eier ausbrüten dürfen?«

»200?«

»15.«

»Mahlzeit.«

»Mahlzeit.«

Zwischen sehr höflich und einem Hauch aggressiv changiert die ebenfalls häufig gestellte Frage: Stört es Sie denn, wenn wir Fleisch essen? Ich sage dann stets: Nein, gar nicht (was nicht immer stimmt). Nur als einmal in einer Runde von acht Personen alle außer mir üppige Fleischportionen vor sich stehen hatten und ich gefragt wurde, ob ich (etwa) was dagegen hätte, habe ich geantwortet: »Nein, gar nicht, aber vielleicht können wir im Gedenken an die Tiere kurz innehalten, bevor wir anfangen zu essen.« Nicht so nett.

Zusammenstoß der Kulturen, Stufe drei: erste Scharmützel.

Bei einer Party, bei der man mir freundlicherweise einen veganen Teller bereitet hat, fragt eine weitläufig Bekannte:

»Bist du etwa Veganer?«

»Ja.«

»Ah.«

»...«

»...«

Ihr Blick gleitet an mir herunter.

»Aber deine Schuhe sind aus Leder.«

»Das stimmt. Ich fände es merkwürdig, jetzt alles wegzuwerfen, was aus Leder ist.«

»Aber konsequent ist es nicht.«

»Stimmt.«

»Und Honig?«

»Was das angeht, bin ich mir noch nicht so sicher, wie ich es handhaben will.«

»Aber ist doch auch Ausbeutung.«

»Kann man so sehen, aber darüber würde ich lieber mit anderen Veganern diskutieren als mit einer Fleischesserin.«

»Und wenn jetzt alle nur noch vegan essen, was wird dann aus den Nutztieren?«

»Darüber können wir gern sofort anfangen zu reden, sobald die Hälfte der Deutschen so weit ist.«

»Aber man muss die Sache doch zu Ende denken.«

»Mir reicht anfangen vorerst aus.«

»...«

»...«

»Und was sagst du zu Trump?«

»Schlimm, ganz schlimm.«

Vor Kurzem habe ich einen Vortrag bei der Agrarlobby gehalten, in dem ich über das Vogelsterben und die Landwirtschaft sprach. Anschließend bemerkte der Moderator, ich sei übrigens Veganer. Darauf aus dem Publikum: »Aha, dann ist ja alles klar.« Ich rief zurück: »Haben Sie Vorurteile?« Kurz darauf kam der Zwischenrufer, stellte sich vor, entschuldigte sich und sagte: »Ich habe wirklich keine Vorurteile, eine gute Freundin von mir ist auch Veganerin. Allerdings fährt sie einen SUV, glaubwürdig finde ich das nicht.« Da hat er recht, man könnte aber auch sagen: Wer das Klima durch vegane Ernährung schützt, kann ziemlich viel mit dem SUV durch die Gegend fahren, bis er den Mischköstler überholt hat.

Es ist ein wenig so, als wenn jemand zum Christentum übertritt und dann von allen gefragt wird, ob er denn von Stund an auch ganz genauso lebt wie Jesus Christus. Die Logik dabei ist klar: Wer nicht ganz konsequent ist, der ist ein Heuchler. Wer ganz konsequent ist, der ist ein Fanatiker.

Kampf der Kulturen, Stufe vier: offene Feldschlacht.

Ehrlich gesagt ist das genau die Stufe der Konfrontation, die ich nach Kräften vermeide, der ich bislang erfolgreich ausweichen konnte und die auch hier in diesem Text nicht in voller Stärke stattfinden wird.

Vegan zu leben, das bedeutet, auszusteigen aus der Selbstmissionierung dieser Gesellschaft zum Fleisch hin und zum Benutzen von Tieren. Und wer nicht mehr durch Schuldabwehr und kulturell gestütztes Wegsehen geschützt ist, der guckt unwillkürlich hin, der sieht, was mit den Tieren geschieht, der tut sich die Folgen dieser fleischorientierten Landwirtschaft ganz an, der lässt zu, was sonst kunstvoll verdrängt wird: 80 Millionen Deutsche leben mit 27 Millionen Schweinen zusammen, mit 12 Millionen Rindern und 2 Millionen Schafen, mit 41 Millionen Legehennen. Auf der Welt übertrifft die Biomasse aller »Nutztiere« mittlerweile bei Weitem die der Menschen und die aller wild lebenden Tiere zusammen. Wir leben im Zeitalter des Fleisches.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Den allermeisten Tieren geht es dabei dreckig, sehr viele sind krank, sie leiden unendlich an Langeweile, Enge und Todesangst; das gilt leider auch für die mickrigen zwei Prozent Biofleisch, diesen Tieren geht es besser, aber längst nicht gut; wer sich die allermeisten Lachsfarmen anschaut, dem wird übel; die immer mehr auf maximalen Milchausstoß gezüchteten Milchierrassen bringen deformierte Kühe hervor, die wegen ihres beschissenen Daseins lange vor ihrer normalen Lebenserwartung sterben. Die männlichen Kälber, Geißlein und Küken sind vor allem eines: überflüssig, man weiß oft nicht mehr, wohin mit ihnen. Die exzessive Tierproduktion zerstört die uns bekannte Landschaft, das, was wir Heimat nennen, gefährdet immer mehr Vogelarten und macht die Lebensgrundlagen von Insekten kaputt. Die Wirkungen der fleischbesessenen Landwirtschaft auf die Klimaerwärmung sind noch verheerender als die des Autoverkehrs. Um unsere Tiere zu füttern, wird in Lateinamerika der Regenwald abgeholzt. Die gesundheitlichen Folgen des Fleisch- und Milchkonsums sind so gigantisch wie die Kosten, die sie verursachen. Und da sind die Leugnungsneurosen dieser Gesellschaft noch so wenig enthalten wie die Suizide der Schlächter.

Die ganze Sache ist so verrückt und auch so inhuman, dass man sich irgendwann fragt, wie es so weit kommen konnte. Diese Frage richtet sich selbstverständlich auch an mich selbst, gehörte ich doch über lange Strecken meines Lebens zur fleisshessenden oder zumindest zur milchtrinkenden Gemeinde. Meine Erklärung jenseits von Profitgier und Lobbyismus lautet: Die Trennung von Tier, Tod und Fleisch funktioniert immer noch gut; was wir tun, verheimlicht uns schon die Sprache, die dabei zugleich das schlechte Gewissen des kollektiven Unterbewusstseins enthüllt. Immer wird das Tier als das ganz Andere, das Niedere umdefiniert: Maul statt Mund, Fressen statt Essen, Saufen statt Trinken, Werfen statt Gebären, Wurf statt Babys, Herde statt Gemeinschaft. Keine Angst, das soll jetzt nicht auch noch der politischen Korrektheit unterworfen werden, aber die Frage sei erlaubt: Warum muss das, was gleich ist, anders bezeichnet werden? Und warum hat es alles einen abwertenden Beigeschmack? Sollen diese Begriffe etwas begründen, was eigentlich nicht gut zu begründen ist, erteilen sie uns eine linguistische Erlaubnis?

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Ohnehin scheint eine so folgenreiche Besessenheit von Fleisch und tierischen Produkten nur denkbar, wenn sie ganz allmählich entsteht. Zunächst aßen wenige Menschen überhaupt Fleisch und viele fast keins, dann aßen wenige Menschen viel Fleisch und viele wenig, bis dann nach dem Zweiten Weltkrieg viele Menschen viel Fleisch zu essen begannen – und dann immer mehr. Unmerklich schleicht sich in die Normalität etwas Fanatisches, die Selbstverständlichkeit wird zur Herrschaftsideologie. Der Prozess ist schleichend, das Ergebnis ist niederschmetternd. Man könnte schreien. Tut es aber nicht.

All das sage ich normalerweise eben gerade nicht, weil ich, wie gesagt, die offene Konfrontation vermeiden möchte, nicht zuletzt weil man ja auch merken würde, dass ich damit nicht nur mein Gegenüber angreife, sondern auch mein Selbst früherer Jahre. Ich trage schon auch einen gewissen Ekel in mir gegen die Phasen meines Lebens, die unter dem Motto standen: für mich bitte von allem, und von allem nur das Beste. Mir gehört die Welt, also esse ich sie auf.

Doch – und das ist meine zentrale Erfahrung dieses Jahres – liegt die eigentliche Provokation eines Veganers gar nicht in dem, was er sagt, sondern in dem, was er ist. Jeder gesunde (und muntere) Veganer ist ein lebender Beweis dafür, dass man Tiere nicht töten oder quälen muss, um zu leben – und zwar gut zu leben. Er widerlegt damit die von der herrschenden Kultur mehr gemurmelt als ausgesprochene Antwort auf die Frage nach dem WARUM: Warum tun wir das, warum dürfen wir das?

Nein, man braucht es nicht zum Leben. Nein, man kann das Töten und Benutzen von Tieren nicht begründen, wenn der Mensch auch ohne gut leben kann. Der Veganer verkörpert indirekt, aber beunruhigend wirkungsvoll die ehrliche Antwort auf die Frage, warum in diesem Land auf so hoher Eskalationsstufe Tiere gehalten werden und Fleisch gegessen wird, trotz all der gravierenden Folgen.

Und diese Antwort lautet: Weil es schmeckt.

Und da dies hier eine gute Gesellschaft sein will, kann sie diese Antwort nur schwer ertragen, weswegen die Frage nach dem WARUM tunlichst vermieden werden

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

muss. Dabei stehen Veganer und Veganerinnen störend in der Landschaft rum, sie unterbrechen die Selbstmissionierung der karnivoren Gesellschaft und werden deswegen am liebsten als was beschimpft? Genau, als Missionare. Oder als Radikale. Tatsächlich habe ich mich in diesem Jahr radikalisiert, jedenfalls wenn man die Normalität in diesem Land als Norm akzeptiert. Aus meiner Sicht habe ich mich von der Radikalisierung dieser Gesellschaft gelöst. Oder sehe ich die Welt zu moralisch? Nun, es ist natürlich ein starkes moralisches Urteil, dass man Tiere nicht töten darf (jedenfalls nicht nur für den Geschmack); es ist aber auch ein starkes moralisches Urteil, dass man es darf, eine existenzielle Anmaßung auf wackeligen ethischen Beinen. Dieses moralische Urteil muss jedoch als Urteil nicht hervortreten, solange die Mehrheitskultur es vermag, das Skandalöse als das Selbstverständliche erscheinen zu lassen und das Bizarre als das Normale.

Dennoch treten Veganer auch oft missionarisch auf, das ist schon wahr, bei dem einen oder der anderen mag die eigene moralische Überlegenheit noch wichtiger sein als die Liebe zum Tier, zuweilen entwickeln sie, nein: wir eine Art Gegenneurose. Und das nervt alles gewaltig, keine Frage. Aber sind Avantgarden nicht immer so? War es nicht in den Achtzigerjahren mit dem Vegetarismus ganz genauso?

Womit man bei der mörderischen Frage wäre: Wer spinnt hier eigentlich – die Veganer oder die anderen?

Hoffentlich weder noch.

Im Mai besuchte ich eine Geburtstagsfeier, der Jubilar war knapp über 80, die meisten seiner Gäste ein paar Jahre jünger. Den ganzen Tag aß und trank man recht heiter vor sich hin, das Gespräch drehte sich vorwiegend um zweierlei: die eigene Gesundheit und den für das Abendessen versprochenen Braten. Die gesundheitlichen Probleme wurden dabei halb weggeschelt und halb eingestanden. Angesichts von durchschnittlich etwa fünfzehn Kilo Übergewicht pro Kopf war komplettes Leugnen ohnehin zwecklos. Meist ging es um Gelenke, Gicht, Kreislauf und dergleichen. Alle gaben mehr oder weniger deutlich zu erkennen, dass die Probleme mit der Ernährung zu tun hätten. Es ist heute eben, anders als in den Siebzigerjahren, sehr schwierig und

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

anstrengend, nichts zu wissen. Allerdings verfügte offenbar jeder in der Runde über einen Arzt, der ihm sagte, all die Krankheiten seien eben altersbedingt und durch Tabletten heilbar; ein bisschen Schicksal und ein bisschen Pharmazie, so ließ sich das Thema in der Schwebe halten, nur los wurde man es den ganzen Tag nicht. Als am Abend endlich der Braten aufgetischt wurde, stellte sich der Genuss indessen nicht recht ein, man war einfach nicht mehr hungrig genug, die Sahnetorte am Nachmittag hatte offenbar eine durchschlagende Wirkung entfaltet.

Was ich der Runde am liebsten zugerufen hätte, gewissermaßen als mein veganes Friedens- und Freudeangebot: Ihr könnt euch ein Stück von der Macht über das Altern zurückholen, ihr seid weder der unerbittlichen Natur ganz ausgeliefert noch den Ärzten, noch der Schwerkraft. Wenn ihr beschließt, dass 4000 Kilo Fleisch und 1600 Kilo Käse jetzt mal genug sind für ein Leben, dann habt ihr es in der Hand.

Ich hätte ihnen gern erzählt, was ich in diesem ersten veganen Jahr erfahren habe: Dieser Fluch des Alterns, dem ich nun auch schon seit einer Weile unterliege, dass man eben entweder jedes Jahr immer mehr hungert oder jedes Jahr ein Kilo zunimmt, dieser tägliche Kampf mit den Pfunden und dem Gewissen, mit den einen Diäten und den anderen, mit Jo und Jo – dieser Fluch lässt sich bannen. Oder zumindest zähmen. Natürlich kann man auch als Veganer dick werden und als Mischköstler dünn bleiben – doch die Wahrscheinlichkeit spricht dagegen, dafür sind zu viele tierische Fette und menschliche Gewohnheiten im Spiel.

Mir ermöglicht diese neue Ernährung jedenfalls, auch mal wieder nachlässig sein zu können, mich satt essen zu können, ich muss mein Gewicht nicht halten, es hält sich (fast) von selbst. Meine 87 Kilo, das sind vier zu viel, sagt meine Ärztin. Aber sie bleiben 87 Kilo. Und was den Geschmack und die Gelüste angeht, so habe ich etwas gelernt: Meist ist es gar nicht das Fleisch, was man möchte, sondern bloß das Deftige, das man damit verbindet. Aber vegan kann definitiv auch deftig. Und fast alles schmeckt übrigens nach Wurst, wenn man Senf draufschmiert.

Was mir auch aufgefallen ist: Oft hat der Heiß- und Suchthunger mehr mit Sentimentalität zu tun als mit Appetit, wir versuchen Kindheitsgefühle zurückzuholen –



# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

die Nutella-Heimlichkeit, die Flips-Geselligkeit, die Plockwurst-Ehrlichkeit, die Pfannkuchen-Gemütlichkeit. Ich stehe zu meiner Sentimentalität, aber wenn ich ganz ehrlich bin: So richtig stellen sich die Gefühle schon lange nicht mehr ein, man zahlt für ziemlich wenig Kindheit mit recht vielen Kalorien und furchtbar schlechten Fetten. So viele Chips kann ich gar nicht essen, dass *das aktuelle sportstudio* mir wieder als Wochenhöhepunkt vorkommt. Und Pfannkuchen gehen auch vegan.

So banal ist die ganze Sache und auch wieder so monumental: Der Veganismus gehört zu den großartigsten, schönsten und sanftesten Entdeckungen der Menschheit, denn er bietet die Möglichkeit, zu leben, ohne Tiere zu töten oder zu quälen, er befreit vom Zwang, zu leugnen und zu verdrängen, er tut niemandem etwas zuleide und setzt mit alledem gewaltige Energien frei. Und nebenbei gesagt: Leichter und billiger lässt sich der Planet kaum retten.

Vielleicht funktioniert das nicht für jeden und nicht zu jeder Zeit, das weiß ich nicht. Eines aber kann ich nach diesem Jahr sagen: Lange nicht so gut gefühlt. Die Euphorie hält an, ich kann nichts dagegen tun.

Und der Koch in unserer Kantine bietet seit ein paar Monaten auch ein veganes Gericht an. Ihm will ich danken.

\*\*\*

## Germany first!

*Fernsehgeräte, Autos, Kühlschränke – alle Welt kauft gern deutsch. Das hat uns reich gemacht, andere zahlten dafür einen hohen Preis. Liegt Donald Trump gar nicht so falsch, wenn er das ändern will?*

Von Kerstin Kohlenberg und Mark Schieritz, DIE ZEIT Nr. 24, 07.06.2018

Wenn man wissen will, warum sich US-Präsident Donald Trump auf einmal für europäischen Stahl interessiert, weshalb Whiskey und Jeans in Deutschland wohl bald teurer werden, wieso der französische Staatspräsident Emmanuel Macron vor »Krieg« warnt und Bundeskanzlerin Angela Merkel am Wochenende zu einem Krisengipfel der führenden Industrienationen nach Kanada reist, warum also die Wirtschaftswelt gerade aus den Fugen gerät, dann kann man sich mit Ökonomieexperten unterhalten, Politikern zuhören, kluge Bücher lesen – oder sich einen H39V21 etwas genauer ansehen.

Der H39V21 ist ein Fernseher von Telefunken: 39-Zoll-Bildschirm, USB-Eingang, Scart-Buchse, 10 000 Kanäle. Er lässt sich an einen Computer anschließen und als Wecker benutzen. Es ist ein Fernseher von heute, aber seine Anfänge reichen zurück bis ins Jahr 1903.

Damals stellt sich heraus, dass sich Radiowellen zur drahtlosen Übermittlung von Nachrichten nutzen lassen. Daraufhin ordnet der deutsche Kaiser Wilhelm II. höchstpersönlich die Gründung einer Gesellschaft für drahtlose Telegraphie an. Telefunken. Das Unternehmen entwickelt später Radargeräte für die Wehrmacht, baut Autoradios und bringt im Jahr 1967 den ersten deutschen Farbfernseher auf den Markt. Mehr als 30 000 Menschen arbeiten zu dieser Zeit für Telefunken.

Man könnte also sagen, der H39V21 gehört zu Deutschland wie Mercedes, die Fußball-Nationalmannschaft und das Münchner Hofbräuhaus. Ein deutsches Traditionsprodukt, auf das die Republik stolz sein kann.

Allerdings wird der H39V21 nicht in Berlin zusammengeschaubt, wo Telefunken einst seinen Stammsitz hatte. Auch nicht in Braunschweig, in Heilbronn oder in Ulm, wo das Unternehmen nach dem Zweiten Weltkrieg Niederlassungen eröffnete. Sondern, seit zehn Jahren, in der Türkei. Hier läuft er über ein langes Fließband, wo an einem Frühlingstag eine kleine 25-jährige Frau mit Pferdeschwanz und breiter Brille steht und ein grünes Stück Plastik in den halb fertigen Fernseher einsetzt. Fingerdruck links, Fingerdruck rechts. Passt.

Die Frau heißt Saniye Acar, und ihre Aufgabe ist es, schnell zu sein. Denn in weniger als 20 Sekunden kommt schon der nächste Fernseher, und dann der übernächste. 200 Fernseher schafft sie in der Stunde. 1200 Mal die gleichen Handgriffe. Sechs Tage in der Woche. Das ist ihre Arbeit. Sie sagt: »Ich bin froh, dass ich hier sein darf«, und diese Zufriedenheit wird in diesem Artikel noch wichtig werden, genau wie diese Fabrik, die 35 000 Fernseher am Tag ausspuckt und Teil einer der größten industriellen Produktionsanlagen der Welt ist, mit dem Namen Vestel City. In der Provinz Manisa, etwa eine Autostunde nordöstlich von Izmir, ragt sie aus einer kargen westanatolischen Hügelandschaft. Die Montagehallen, die sich auf mehr als einem Kilometer Länge aneinanderreihen, heißen »Refrigerator I«, »Washing Machine«, »Digital Factory«.

In diesem Werk werden Kühlschränke, Waschmaschinen, Mobiltelefone, Lautsprecher, Küchenherde und Klimaanlage entwickelt und hergestellt. Von hier aus werden sie in mehr als 150 Länder geliefert, auch nach Deutschland, auch in die USA.

Man kann nicht behaupten, dass Saniye Acar für die globale Ökonomie besonders wichtig wäre. Aber sie leistet einen Beitrag. Mit jedem Stück Elektronik, das sie am H39V21 befestigt, hilft sie mit, den gewaltigen Warenstrom anzutreiben, der rund um die Uhr durch die Arterien der Weltwirtschaft pulsiert.

Für diesen Warenstrom ist es gleichgültig, was früher an welchem Ort produziert wurde, ob Telefunken-Fernseher einmal aus Deutschland stammten. Der Warenstrom richtet sich nicht nach Traditionen, auch nicht nach Nationalstolz. Was ihn lenkt, ist die Suche nach maximaler Effizienz, das Verlangen nach niedrigen Kosten. Weiter nichts.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Deshalb kaufen Deutsche heute Fernseher aus der Türkei. Tragen Türken T-Shirts aus Bangladesch. Fahren Amerikaner deutsche Autos. Und morgen kann es schon wieder anders sein. Aber am Ende sind alle reicher. Das ist das Versprechen der Globalisierung. Ist es immer gewesen.

Ausgerechnet der mächtigste Mann der Welt glaubt nicht mehr an dieses Versprechen.

Für Donald Trump ist es kein Fortschritt, wenn ein Fernseher mit einem deutschen Namen in der Türkei produziert wird, weil die Löhne dort niedriger sind. Er sieht es als Problem, wenn amerikanische Autos aus europäischem Stahl bestehen. Er will, dass Amerikas Autos in Amerika gebaut werden, aus amerikanischem Stahl. Er will, dass Amerikaner amerikanische Autos kaufen und keine deutschen, japanischen oder koreanischen Modelle. Er will, dass die Arbeit in Amerika bleibt.

Deshalb hat Donald Trump vergangene Woche Strafzölle in Höhe von 25 und 10 Prozent gegen Stahl und Aluminium aus Europa verhängt. Europäische Produkte sollen in Amerika teurer werden, damit die Amerikaner wieder amerikanisch kaufen.

Trump nennt das: America first!

Als Antwort haben Emmanuel Macron und Angela Merkel angekündigt, ihrerseits Zölle auf amerikanische Waren einzuführen, sozusagen Rachezölle. Die Liste der betroffenen Produkte ist bereits fertig. Amerikanische Motorräder und Segelboote stehen darauf. Orangensaft, Jeans und Whiskey.

Wie du mir, so ich dir. Manchmal funktioniert Politik wie Kindergarten. Obwohl das natürlich niemand so sagt. Stattdessen ist jetzt ein anderes Wort im Umlauf, um zu beschreiben, was da gerade abläuft. Es klingt sehr bedrohlich: Handelskrieg.

Der Begriff ist übertrieben, weil in dem Kampf, der da gerade begonnen hat, wohl niemand getötet wird. Zerstörung aber könnte es geben. Vernichtete Arbeitsplätze, insolvente Unternehmen, enttäuschte Gewinnerwartungen.

Am Ende dieser Auseinandersetzung aber wird man womöglich die Antwort auf jene Frage kennen, die sich hinter dem Konflikt verbirgt: Wie viel Globalisierung ist gut für die Welt?

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

In den vergangenen Jahren wirkte die Globalisierung oft wie ein Naturgesetz: eine Kraft, der man sich fügen muss, so schien es, wie der Gravitation. Nationale Grenzen waren für Unternehmen einst wie riesige Mauern. Unüberwindbar. Dann bröckelten sie, wurden kleiner, bis sie nur noch farbige Linien auf der Landkarte waren, ohne Bedeutung für den Geschäftsalltag. Und niemand, so schien es, kann etwas daran ändern.

Die Kurbelwelle eines Mini von BMW etwa passiert inzwischen gleich dreimal den Ärmelkanal, bevor das Auto fertig ist. Das Rohteil kommt aus Frankreich, es wird in Großbritannien verarbeitet, in Österreich in den Motor eingesetzt, der wiederum in Großbritannien in das Auto montiert wird.

In Wahrheit aber sind solche Produktionswege alles andere als ein Naturgesetz. Mit der Natur haben sie nichts zu tun, und Gesetze sind sie auch keine. Sie sind die Folge politischer Entscheidungen, und jede von ihnen hat einen Ort und ein Datum.

30. Oktober 1947: In Genf wird das Allgemeine Zoll- und Handelsabkommen (Gatt) unterschrieben. Die 23 unterzeichnenden Staaten – unter ihnen Großbritannien und die USA – verpflichten sich, Zölle und andere Handelsbeschränkungen abzubauen. Deutschland wird 1951 Gatt-Mitglied.

1. Januar 1993: In Brüssel tritt der Europäische Binnenmarkt in Kraft. Nun gibt es für den Warenverkehr in der Europäischen Union keine Beschränkungen mehr. Es entsteht der größte gemeinsame Wirtschaftsraum der Welt. Auch Nachbarländer der EU wie die Türkei haben Zugang zu diesem Markt.

15. April 1994: In der marokkanischen Stadt Marrakesch wird die Welthandelsorganisation (WTO) mit Sitz in Genf gegründet. Sie unterhält ein Schiedsgericht, vor dem Staaten verklagt werden können, wenn sie ausländische Waren nicht ins Land lassen. Damals liegt der durchschnittliche Zollsatz weltweit noch bei mehr als 30 Prozent.

10. November 2001: In Doha, der Hauptstadt von Katar, wird beschlossen, China in die Welthandelsorganisation aufzunehmen. Auf einen Schlag werden mehr als eine Milliarde Menschen in den Weltmarkt integriert.

Heute beträgt der durchschnittliche Zollsatz weltweit weniger als drei Prozent.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

In Vestel City in der Türkei greift Saniye Acar in eine schwarze Kiste und holt das nächste grüne Plastikstück heraus, das sie im Gehäuse des nächsten H39V21 befestigt. Moderne Bildschirme enthalten Flüssigkristalle. Werden sie unter Strom gesetzt, blitzen Bildpunkte auf, und Millionen von Bildpunkten ergeben das fertige Bild. Die Plastikstücke, sogenannte Ansteuerplatinen, die Saniye Acar in die Fernseher einsetzt, werden die Bildschirme leuchten lassen – und die Marke Telefunken am Leben halten.

Als Telefunken in den sechziger Jahren die ersten Farbfernseher auf den Markt brachte, wurden diese noch in Deutschland produziert. Jahre später jedoch geriet das Unternehmen unter Druck. In den Regalen der Kaufhäuser standen jetzt immer häufiger Fernseher aus Asien, die viel günstiger waren als die Geräte von Telefunken. In Asien waren die Löhne viel niedriger.

Telefunken häufte plötzlich Verluste an. Die Werke in Braunschweig, Heilbronn, Ulm wurden geschlossen, am Ende war Telefunken ein toter Name, ein Unternehmen ohne Fabriken, ohne Arbeiter, ohne Geschäftsmodell. Die Marke gab es noch, aber sie war eine leere Hülle.

Im Dezember 2007 kaufte ein ehemaliger Bahnmanager diese Hülle, um sie wieder zu füllen. Heute befindet sich die Zentrale von Telefunken in einem Bürohochhaus in Frankfurt am Main. Statt 30 000 Mitarbeiter wie früher hat der einstige Elektrokonzern heute noch 15 Angestellte. Sie schrauben keine Fernseher zusammen und entwickeln keine Radios – sie bewirtschaften eine Marke.

Telefunken ist heute ein Name, den jedes beliebige Unternehmen auf seine Produkte kleben kann, vorausgesetzt, es erfüllt bestimmte Qualitätsstandards und Richtlinien – und überweist eine Gebühr an die Firma in Frankfurt. In Südafrika werden jetzt Telefunken-Spülmaschinen gebaut. In Malaysia Telefunken-Receiver. Und in der Türkei Telefunken-Fernseher.

Der türkische Elektrokonzern Vestel hat eine Lizenz von Telefunken erworben, weil der Name auf dem Weltmarkt einen guten Klang hat. Einen deutschen Klang. Im Zeitalter der Globalisierung lassen sich auch Traditionen verkaufen.

Knapp 16 000 Menschen arbeiten heute in der Megafabrik Vestel City. In der Umgebung haben sich zahllose Zulieferbetriebe angesiedelt. Die Arbeitslosigkeit in der Region ist halb so hoch wie in der übrigen Türkei. Fahrerlose Transportfahrzeuge surren durch weite Hallen, computergesteuerte Roboterarme pressen Bildschirme in passende Gehäuse. Ingenieure tüfteln an der nächsten Generation der Elektrotechnik. Inzwischen haben sie in Vestel City einen Kühlschrank konstruiert, der sich mit dem Handy steuern lässt, und eine Spülmaschine, die so leise ist, dass man sie auch in einer Bibliothek aufstellen könnte.

Jeden Morgen zieht Saniye Acar ihre blaue Arbeitsuniform mit den neongelben Streifen am Halsausschnitt an und steigt in den dunkelgrünen Firmenbus, der sie nach Vestel City bringt. Saniye Acar ist gehörlos, sie kann sich nur in Zeichensprache artikulieren. Darum hat ihre Uniform die Streifen. In Vestel City gibt es geschulte Vorarbeiter, die sich um Menschen mit Behinderungen kümmern. Acars Schicht beginnt um acht und endet abends um sechs, alle zwei Stunden gibt es Tee und mittags eine warme Mahlzeit. Am Sonntag hat sie frei, da geht sie gern spazieren.

Saniye Acar verdient 2085 türkische Lira im Monat, umgerechnet 385 Euro. Ist das viel? Oder wenig? Zumindest mehr als der staatliche Mindestlohn in der Türkei und genug, um einen kleinen Traum vom Aufstieg zu finanzieren. Saniye Acar hat vor wenigen Wochen geheiratet, mit ihrem Mann lebt sie im eigenen Haus, die beiden wollen Kinder.

Wären die Grenzen zwischen den Staaten heute noch immer unüberwindbare Mauern, dann wäre Saniye Acar womöglich arbeitslos. Für den türkischen Markt allein wäre Vestel City viel zu groß. Nun aber, da die Mauern verschwunden sind, verbindet der Warenstrom das Leben in der Türkei mit dem Leben in Deutschland. Wann immer in München, Berlin oder Frankfurt ein H39V21 verkauft wird, kommt Saniye Acar der Zukunft ein Stückchen näher.

Die Geschichte von Saniye Acar und dem Fernseher, sie ist also eine Geschichte über die gute Globalisierung, die es einem Menschen mit schlechten Startchancen ermöglicht, sich ein wenig Wohlstand zu erarbeiten. Eine Geschichte, die recht genau zu diesen Zahlen zu passen scheint:

Im Jahr 1990 lebten 1,9 Milliarden Menschen auf der Welt in extremer Armut. 2015 waren es der Statistik der Weltbank zufolge nur noch 836 Millionen Menschen. Nie zuvor in der Historie ist die Zahl der Armen schneller gesunken. Besonders stark war der Rückgang in China. Dort fiel die Armutsquote von mehr als 60 auf unter 2 Prozent der Bevölkerung.

Die Geschichte von Saniye Acar ist auch eine Geschichte, die recht genau zu typischen Aussagen von Ökonomen passt, die in diesen Tagen oft zu lesen sind. Fast überall auf der Welt zählen Ökonomen zu den am meisten zitierten, am meisten gehörten Wissenschaftlern. Sie beraten Regierungen, geben Interviews, sitzen in Talkshows und verhalten sich dabei nicht selten wie Ärzte, die Empfehlungen abgeben, wie sich Krankheiten heilen ließen, wie sich die Gesundheit stärken lasse.

In Deutschland sagt Christoph Schmidt, der Vorsitzende der Wirtschaftsweisen: »Eine Abkehr vom bisherigen Weg des immer weiter vertieften Freihandels ist ein Verlust für alle.«

In den USA sagt Jagdish Bhagwati, Professor an der Columbia-Universität in New York: »Wenn man die Grenzen schließt, dann wird das Leben der Leute eher schlechter werden als besser.«

In Frankreich sagt François Bourguignon, Professor an der École des Hautes Études en Sciences Sociales in Paris und ehemals Chefökonom der Weltbank: »Unter Protektionismus leiden vor allem die Armen.«

Die Grundlage dieser Aussagen ist eine Theorie, die sich in jedem volkswirtschaftlichen Lehrbuch findet. Diese Theorie ist 200 Jahre alt, entwickelt hat sie der britische Ökonom David Ricardo in seinem Buch *On the Principles of Political Economy and Taxation*. Ricardo argumentierte, jedes Land sollte sich auf die Herstellung jener Waren spezialisieren, bei denen es am produktivsten ist. Großbritannien zum Beispiel auf Tuch, Portugal auf Wein. Und dann sollten die beiden Länder miteinander Handel treiben, die Briten ihre Stoffe verkaufen und die Portugiesen ihren Wein. Das führe zu maximalem Wohlstand.

Es ist eine der am wenigsten angezweifelte ökonomischen Theorien der Welt. Donald Trump aber scheint ihr keinen Glauben zu schenken.



George Vasko auch nicht.

So wie Saniye Acar steigt auch George Vasko jeden Morgen in ein Fahrzeug, das ihn zur Arbeit bringt, nur dass es kein dunkelgrüner Bus ist, sondern ein schwarzer Silverado-Truck. Das ist der Unterschied. Und dass Saniye Acar gute Chancen hat, noch jahrelang in ihre Fabrik zu fahren.

Bei George Vasko ist es nächste Woche vorbei, dann ist er arbeitslos. Er wird dann zum letzten Mal auf der riesigen Asphaltfläche vor dem General-Motors-Werk in Lordstown, Ohio, parken. Früher habe er dort jeden Morgen lange nach einer Lücke für seinen Wagen suchen müssen, sagt Vasko. So viele Arbeiter, so viele Autos. Jetzt sei der Parkplatz halb leer. Nächste Woche wird er noch ein wenig leerer sein. Gemeinsam mit George Vasko werden dann weitere 1499 Arbeiter entlassen.

Die Amerikaner kaufen zu wenige Autos von GM.

Lordstown ist ein Städtchen mit 3200 Einwohnern mitten im sogenannten Rust-Belt, der größten Industrieregion der USA. Hier sind die Wiesen saftig, der Himmel ist weit, und die Hauptstraßen sind wie leer gefegt. Viele Geschäftsfrenten sind verbarrikiert, geöffnet aber haben Pfandleiher und Alkoholshops.

George Vasko ist 62 Jahre alt, 25 davon hat er im Werk von Lordstown gearbeitet. Tausende Zigaretten haben ihm eine tiefe Stimme verliehen. Sein Kopf ist kahl, der Oberkörper der eines durchtrainierten Bodybuilders. Man sieht ihm an, dass er viel mit den eigenen Händen arbeitet. Jetzt fahren diese Hände unruhig über die Abstellische im Wohnzimmer und die Kissen im Schlafzimmer, Vasko sucht sein Hörgerät. Die Maschinen im Werk sind laut, nach einigen Jahren werden viele Mitarbeiter schwerhörig.

Mehr als 70 Jahre lang, von 1931 bis 2007, war General Motors der bedeutendste Automobilkonzern der Welt. GM hat hochmotorisierte Muscle-Cars populär gemacht: die schnittige Corvette, den Pontiac GTO, den der lässige TV-Ermittler Kojak fuhr. In den siebziger Jahren galten amerikanische Autos fast überall auf der Welt als das ultimative Statussymbol.

Das Werk in Lordstown ist ein Stück Amerika. So wie Telefunken einmal ein Stück Deutschland war. In den besten Zeiten produzierte das Werk 8400 Autos pro

Woche. George Vasko arbeitete oft sechs Tage in der Woche, so wie heute Saniye Acar in Vestel City, manchmal waren es sogar sieben.

Vasko lebt mit seiner Frau in einem kleinen Haus. Es steht auf einem schönen weitläufigen Grundstück mit einem Teich, in dem Vasko Fische züchtet. Man kann sagen, er hat all das erreicht, was Saniye Acar sich wünscht. Eine neue Arbeit aber wird er wohl nicht mehr finden. Und was ist mit den jüngeren GM-Arbeitern, die jetzt ihren Job verlieren? Ihre Zukunft wird niemals so aussehen wie George Vaskos Vergangenheit.

Die Geschichte von George Vasko, sie ist eine Geschichte von der schlechten Globalisierung.

Als Vasko bei GM anfang, fuhr jeder Arbeiter ganz selbstverständlich einen GM. Wer ein anderes amerikanisches Auto besaß, einen Ford oder Chrysler, stellte seinen Wagen ganz hinten ab, am Ende des großen Parkplatzes, wo er nicht auffiel. Als ein neuer Mitarbeiter es wagte, mit einem japanischen Auto vorzufahren, wurde der Wagen mit Farbe übergossen.

Heute, sagt Vasko, stehen mehr Japaner als GMs auf dem Parkplatz. Die Autovermietung am Flughafen in Cleveland, hundert Kilometer von Lordstown entfernt, hat kein einziges Modell von General Motors im Angebot. Stattdessen: vor allem ausländische Autos, viele sind von BMW und Mercedes.

Wären die Grenzen zwischen den Staaten noch immer unüberwindbare Mauern, dann würden George Vasko und die anderen GM-Arbeiter von Lordstown vermutlich nicht ihren Job verlieren. Dann bliebe den Amerikanern nichts anderes übrig, als amerikanische Autos zu kaufen – und GM, Ford und Chrysler würden sie bauen.

Der Sozialforscher David Autor, Professor am Massachusetts Institute of Technology (MIT) im amerikanischen Cambridge, hat untersucht, wie sich die Globalisierung auf die USA ausgewirkt hat. Das Ergebnis: Das Wirtschaftswachstum hat sich erhöht. Die Amerikaner insgesamt sind also reicher geworden, einige sogar sehr viel reicher. Zwischen 1987 und 2012 hat sich die Zahl der Milliardäre in den USA mehr als verzehnfacht, Amerikaner belegen die ersten drei Plätze auf der Liste

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

der reichsten Menschen der Welt. Es sind der Amazon-Chef Jeff Bezos, der Microsoft-Gründer Bill Gates und der Investor Warren Buffett.

Auch die GM-Arbeiter wie George Vasko sind durch die Globalisierung auf gewisse Weise reicher geworden, selbst wenn sie nicht mehr verdienen als früher. Denn die Tatsache, dass Autos, Fernseher oder Telefone heute in China, Japan oder der Türkei hergestellt werden, hat einen angenehmen Nebeneffekt: All diese Produkte werden günstiger. Nach einer weiteren Studie des MIT wäre ein Smartphone des US-Konzerns Apple etwa 100 Dollar teurer als derzeit, wenn es komplett in den USA produziert würde.

Dieser Effekt lässt sich so ähnlich fast überall auf der Welt beobachten. Nach Berechnung des Instituts der deutschen Wirtschaft in Köln muss ein durchschnittlicher deutscher Arbeitnehmer heute im Schnitt 24 Stunden arbeiten, um sich von seinem Lohn einen Fernseher kaufen zu können. Vor 30 Jahren waren es noch mehr als 75 Stunden.

Kein Wunder, ein 39-Zoll-Gerät wie der H39V21 ist im Internet schon für rund 250 Euro zu haben. Das liegt vor allem daran, dass er von Menschen wie Saniye Acar in der Türkei zusammengebaut wird.

Es ist nicht so, dass durch die Globalisierung in Lordstown nichts Neues entsteht. Im Gegenteil, wenige Meter vom GM-Werk entfernt will demnächst der Konzern TJX auf einem Stoppelfeld ein 110 000 Quadratmeter großes Zentrallager bauen. TJX ist ein Handelsunternehmen, anders als GM stellt es keine Produkte her, es verkauft sie nur: Kleidung, Möbel, Haushaltswaren, alles zu Discountpreisen. Die wenigsten dieser Produkte werden in den USA hergestellt, egal, für TJX kommt es allein darauf an, dass der Preis stimmt. Und so werden in Zukunft über die Autobahn, die durch Lordstown führt, keine teuren Autos made in USA mehr abtransportiert, sondern billige Jeans made in China angeliefert. Jeans, die sich auch ein entlassener GM-Arbeiter noch leisten kann.

All die Ökonomen, die sagen, die Globalisierung erhöhe den Wohlstand eines Landes, sie haben also recht. Aber es gibt eben Dinge, die den Menschen wichtiger sind als ein neuer Fernseher oder ein erschwingliches Smartphone oder eine günstige

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Jeans. Dinge, auf die sie mehr Wert legen als darauf, billig einzukaufen. Zum Beispiel: eine Arbeit zu haben. Einen Grund, morgens aufzustehen. Selbst wenn dieser Grund, so wie bei den GM-Arbeitern von Lordstown, nur darin besteht, sich neben eine dröhnende Maschine zu stellen, die einem mit der Zeit das Gehör nimmt.

Man kann das alles mit den Erfahrungen im real existierenden Sozialismus vergleichen. In der DDR hatte jeder Bürger eine Arbeit, aber es gab keine günstigen Autos und Fernseher zu kaufen, am Ende hatten die Menschen genug von diesem System. Im globalisierten Kapitalismus von heute gibt es für jeden Bürger preisgünstige Autos und Fernseher, aber es gibt eben auch Regionen wie den amerikanischen Rust-Belt, in denen die Arbeiter kaum noch Arbeit finden. All die Studien über die Wohlfahrtsgewinne durch den Welthandel helfen diesen Arbeitern nicht weiter. Vielleicht ist es das, was Donald Trump erkannt hat – und viele Wirtschaftswissenschaftler nicht begreifen wollen.

Vergangener Sonntag, im Hafen von New York. Früh am Morgen kommt das Containerschiff Maersk Northampton an. Tief liegt es im Wasser, ein Schlepper zieht es die letzten Meter durch die Wellen des Hudson. Die Maersk Northampton ist zwei Wochen zuvor in Hamburg ausgelaufen und dann über Felixstowe in England nach New York gefahren. Wenig später läuft die Kang Hong aus Griechenland ein, dann die Tammo aus Kanada. So geht es den ganzen Tag. Lauter Produkte für Amerika, die nicht von Amerikanern hergestellt wurden.

Allein in den USA hat die Globalisierung dem Forscher David Autor zufolge mehr als zwei Millionen Arbeitsplätze vernichtet. Die Menschen mussten minderwertige Jobs annehmen oder waren auf einmal von staatlicher Unterstützung abhängig – mit weitreichenden Folgen für ihr Sozialleben: Sie heirateten seltener, bekamen weniger Kinder und starben früher. Aus diesem Milieu stammen viele Trump-Wähler.

Etwa 6800 Kilometer von Lordstown, Ohio, entfernt, in Ulm, Baden-Württemberg, gab es einmal eine Fabrik, der es ähnlich erging wie dem GM-Werk, in dem George Vasko arbeitet. Die Fabrik produzierte gläserne Röhren, wie sie damals, vor der Erfindung der Flüssigkeitskristalltechnik, jeder Fernseher enthielt. Es war eine

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Fabrik des Telefunken-Konzerns, der von hier aus viele Jahre lang seine Röhren in die ganze Welt lieferte.

Es war die Fabrik, in der Gerhard Bogner arbeitete. Heute ist er 80 Jahre alt, an einem sonnigen Junitag sitzt er auf der Terrasse seines Einfamilienhauses am Stadtrand von Ulm. In der Ferne sieht man die Ausläufer eines Wäldchens, Bogners Apfelbaum trägt bereits Früchte, Boskop, leicht säuerlich, aber mit hohem Zuckeranteil. Es ist eine Szene, die an die Begegnung mit George Vasko in Lordstown erinnert. Das Haus, der Garten, wie Vasko hat sich auch Bogner das alles erarbeitet. Aber während Vasko mit Sorge in die Zukunft blickt, kann Bogner mit Zufriedenheit auf ein erfülltes Arbeitsleben zurückschauen. Er hat die Krise überstanden.

Im November 1981 wurde die Röhrenproduktion eingestellt. Für den Standort Ulm war es eine Zäsur. Die wohlhabende Stadt galt auf einmal als Sanierungsfall. Die Arbeitslosenquote stieg auf mehr als acht Prozent, der zweithöchste Wert in ganz Baden-Württemberg.

In Ulm ist damals also etwas ganz Ähnliches passiert wie heute in Lordstown. Die Stadt war ein frühes Opfer der Globalisierung. Doch dann nahm die Geschichte einen anderen Weg, auch die Geschichte von Gerhard Bogner.

Bogner war als junger Mann aus dem 270 Kilometer entfernten Aschaffenburg nach Ulm gezogen, der Arbeit wegen. Er wurde Techniker bei Telefunken, sein Job war die Qualitätskontrolle, Bogner musste die Arbeit der Kollegen so organisieren, dass nichts schiefging. Die Röhren wurden nicht nur in Fernsehern verbaut, sondern auch in Satelliten und Radaranlagen.

Dann musste das Werk schließen, und Bogner drohte die Arbeitslosigkeit. Will man wissen, was ihn gerettet hat, muss man sich nur zum alten Telefunken-Röhrenwerk begeben. Das Gebäude gibt es immer noch, und wenn man es heute besucht, fällt ein großes Schild am Eingang ins Auge. Es könnte eine Plakette sein, ein nostalgischer Hinweis auf eine vergangene Epoche industriellen Glanzes. In Wahrheit ist es ein Verzeichnis, wie man es am Rande vieler Gewerbegebiete und Industrieparks findet: eine lange Liste mit den Namen der Unternehmen, die hier eingezogen sind und das alte Telefunken-Werk zu neuem Leben erweckt haben.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Der deutsche Autozulieferer Bosch ist dabei, der japanische Technologiekonzern Fujitsu und die Hightech-Firma Nuance, ein Anbieter von Spracherkennungs-Software.

Und: der deutsch-französische Flugzeughersteller Airbus. Hier hat Gerhard Bogner damals Arbeit gefunden, genauer: bei der Daimler-Benz Aerospace, aus der später Airbus hervorging. Heute engagiert Bogner sich am Institut für Technikgeschichte der FH Ulm, gemeinsam mit anderen ehemaligen Kollegen hat er ein Buch über den Aufstieg und Fall von Telefunken herausgegeben.

In Ulm ist aus dem Alten das Neue entstanden. Die Region ist mittlerweile der wachstumsstärkste Wirtschaftsstandort in Deutschland. Das Problem ist hier nicht, dass Jobs fehlen, sondern dass es zu viele davon gibt. Es herrscht praktisch Vollbeschäftigung, den Unternehmen fällt es zunehmend schwer, freie Stellen zu besetzen.

Was ist in Ulm anders als in Lordstown?

Spricht man mit den Leuten hier, mit Vertretern der Stadt, der Unternehmen, der Industrie- und Handelskammer, dann fallen immer wieder dieselben Wörter und Begriffe. Wissenschaftsparks, innovative Firmen, enge Anbindung an die Universität.

Heute betreiben Konzerne wie Audi, BMW und Continental in Ulm Forschungszentren. Am Stadtrand stellt Liqui Moly Schmierstoffe und Motorenöle her, und einige Kilometer weiter werden sogar noch Kühlschränke produziert. Sie sind etwas teurer als die aus Vestel City, aber dafür sind sie auch hochwertiger und langlebiger – behauptet zumindest die Firma Liebherr, der das Kühlschrankwerk gehört.

Wenn die Arbeit aus einer Stadt, einem Land verschwindet, weil sie anderswo günstiger erledigt wird, dann gibt es nur eines: neue Produkte, neue Technologien, neue Dienstleistungen entwickeln, die so modern, so innovativ, so hochwertig sind, dass die Arbeiter an den Niedriglohnstandorten nicht hinterherkommen. Das ist noch eine ökonomische Theorie. Die Theorie einer erfolgreichen Antwort der hoch entwickelten Länder auf die Globalisierung.

Gute Schulen, gute Universitäten, Unternehmer mit Weitsicht – ist das also wirklich der Grund dafür, dass es in Ulm aufwärtsgeht und in Lordstown abwärts? Dass in Deutschland die Arbeitslosigkeit so niedrig ist wie seit 25 Jahren nicht mehr, trotz der Konkurrenz aus dem Ausland?

Als der MIT-Forscher David Autor seine Studie über die Auswirkungen der Globalisierung auf die amerikanische Arbeit veröffentlichte, bekam auch der Düsseldorfer Wirtschaftsprofessor Jens Südekum ein Exemplar in die Hand. Er setzte sich an seinen Schreibtisch und übertrug Autors Forschungsansatz auf Deutschland. Das Ergebnis: Wie in den USA führte die Konkurrenz durch Billiglohnländer auch in Deutschland zu Jobverlusten und Lohneinbußen.

Trotzdem ist die Arbeitslosigkeit in Deutschland nicht gestiegen. Sie ist gesunken. Das liegt daran, dass es der Bundesrepublik gelungen ist, ihre Exporte enorm zu steigern. Durch den massenhaften Verkauf deutscher Autos, Kühlschränke, Werkzeugmaschinen und anderer Produkte ins Ausland sind so viele neue Stellen entstanden, dass der vorausgegangene Verlust an Jobs mehr als ausgeglichen wurde.

Unter dem Strich – so Südekum – hat die Globalisierung in Deutschland mehr Arbeitsplätze geschaffen als vernichtet.

Das mag durchaus auch an den innovativen deutschen Unternehmen, den hochwertigen Produkten, den guten Universitäten liegen. Es gibt aber noch einen weiteren Grund für den deutschen Erfolg, einen Grund, der weniger schön klingt: nämlich dass sich die deutsche Bundesregierung in Wirtschaftsfragen ähnlich egoistisch verhält wie Donald Trump.

Ein Staat, der die ausländische Konkurrenz der eigenen Unternehmen schwächen will, hat zwei Möglichkeiten. Erstens: Er erhebt Strafzölle auf ausländische Produkte. Das ist der Weg, den Donald Trump gewählt hat.

Zweitens: Er lässt die ausländischen Produkte zwar ins Land, sorgt aber dafür, dass sie kaum jemand kauft. Das ist der Weg, den die Bundesrepublik Deutschland geht.

In den USA und Großbritannien sind die Durchschnittslöhne in den vergangenen 20 Jahren doppelt so stark gestiegen wie in Deutschland, in Frankreich anderthalbmal

so stark. Die Amerikaner, die Briten, die Franzosen, sie alle konnten sich mehr leisten als die Deutschen, also sind sie einkaufen gegangen – und sie haben auch deutsche Produkte gekauft, die deutschen Exporte stiegen.

Die amerikanischen, britischen, französischen Exporte stiegen nicht oder nicht so stark – weil Länder wie Deutschland das Geld lieber sparten.

Auch der Staat gibt in Deutschland viel weniger Geld aus als anderswo. Der Anteil der öffentlichen Investitionen an der Wirtschaftsleistung ist so niedrig wie in kaum einem anderen Industrieland. Für die deutsche Wirtschaft ist das nicht weiter schlimm. Das Ausland ist ja weniger sparsam, das Ausland kauft ein, das Ausland macht Schulden.

In Deutschland dagegen freut sich die Bundeskanzlerin über die schwarze Null – und gleichzeitig über die boomende Exportindustrie. Merkel betreibt diese Politik seit Jahren. Jetzt, da in Amerika Donald Trump an der Macht ist, gäbe es einen guten, einen ehrlichen Begriff dafür: Germany first.

In einem karg eingerichteten Büro der Universität Harvard sitzt Dani Rodrik. Vor 60 Jahren in Istanbul geboren, ist Rodrik zum Studieren in die USA gegangen. In gewisser Weise ist er also selbst ein Produkt der Globalisierung. Rodrik ist von einer amerikanischen Elite-Uni an die nächste gewechselt. Harvard, Princeton, Columbia, dann wieder Harvard.

Auch Rodrik ist Wirtschaftswissenschaftler, aber keiner, der den Freihandel beschwört. Rodrik beruft sich nicht auf die Theorie des David Ricardo, er kritisiert sie.

Es war zum Beispiel im 19. Jahrhundert so, dass sich Großbritannien tatsächlich auf die Produktion von Textilien spezialisierte und Portugal auf den Anbau von Wein. So wie die Theorie es vorsah. Seltsamerweise sind dann allerdings nur die Briten reich geworden, während Portugal noch im 20. Jahrhundert lange Zeit zu den ärmsten Ländern Europas zählte. Ein weiterer Fall, in dem sich die Wirklichkeit nicht an die Theorie hielt.

Dani Rodrik hat miterlebt, wie es den türkischen Arbeitern in den vergangenen Jahren besser ging und den amerikanischen schlechter, wie der deutsche Handelsüberschuss immer größer wurde. »Wir haben es übertrieben«, sagt er.



Für Rodrik ist der Begriff der Globalisierung überholt. Was in der Welt passiert, sei längst eine Art Hyperglobalisierung. Und dafür sei der Mensch nicht gemacht. Rodrik schlägt deshalb vor, die Fließgeschwindigkeit des weltweiten Warenstroms etwas zu verringern. So wie die Regierungen über Jahre die Zölle immer weiter senkten, so wie sie das Gatt-Abkommen schufen und die WTO gründeten und damit die Globalisierung vorantrieben, so könnten sie auch Regeln erlassen, die den Handel ein wenig bremsen.

Länder könnten verpflichtet werden, mehr Geld auszugeben und so die heimische Nachfrage zu stärken, wenn der Exportüberschuss zu groß wird, so wie jetzt in Deutschland.

Man könnte in Handelsverträgen einen grenzüberschreitenden Mindestlohn festlegen – er müsste hoch genug sein, dass er die Arbeitnehmer in den reichen Ländern vor unfairer Billigkonkurrenz schützt, aber niedrig genug, dass er den Arbeitnehmern in den armen Ländern nicht den Zugang zum Weltmarkt verbaut. Man könnte bestimmte Wirtschaftsbereiche generell vor der Globalisierung schützen, Kunst und Kultur zum Beispiel oder Krankenhäuser.

Manchmal muss man einen Schritt zurückgehen, um vorwärtszukommen.

\*\*\*

## Eine Marke namens Mesut Özil

*Özil ist nicht nur ein Fußballer. Er ist eine Weltmarke. Gehört auch der Bruch mit Deutschland zur Marketing-Strategie?*

Von Bettina Weiguny, F.A.Z.-Sonntagszeitung, 29.07.2018

Mesut Özil ist kein geborener Weltstar. Weder von seiner Herkunft, als Sohn türkischer Einwanderer aus Gelsenkirchen. Noch vom Naturell her. Eher linkisch wirkt er, scheu und schnell eingeschnappt. Sprachtalent und Witz gehen ihm ab. Aber er kann kicken. Das ist seine Rettung: Mit 18 schafft er es in die deutsche Nationalmannschaft. Später nach Real Madrid. 2013 nach Arsenal.

Er spielt international oben mit, verdient Millionen. Berühmt aber machen ihn die sozialen Medien: Der Mann ist noch mehr Marke als Fußballer. Über die Kanäle Facebook, Twitter und Instagram folgen ihm 70 Millionen Menschen. Viel mehr als allen anderen deutschen Nationalspielern. Das erklärt die weltweite Aufregung um die Erdogan-Bilder und um Özils Rückzug aus der deutschen Nationalmannschaft.

Für den Marktwert eines Sportlers übersetzt sich die Zahl der Follower im Netz direkt in Geld. "Früher bemaß sich der Wert eines Fußballers vor allem nach seiner Leistung auf dem Platz", erläutert Marken-Experte Sebastian Kurczynski vom Forschungsunternehmen Nielsen Sports. "Heute sind Markenimage und Vermarktungsmöglichkeiten ähnlich wichtig."

Der englische Club Arsenal holte Özil seinerzeit nicht nur wegen seiner genialen Pässe, sondern auch, weil sich die Stories um Özil herum über Facebook & Co. zehnfach besser verkaufen als die anderer Spieler. Das zahlt sich für Arsenals Trikot-Verkauf aus und auch für den Spieler selbst. Wer sich im Netz beweist, erhält die besten Werbeverträge. So hat Özil als einziger Fußballer einen lukrativen Einzelvertrag mit Daimler. Zudem lässt der Sportartikelhersteller Adidas ihm Millionen zukommen, damit

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

er die Schuhe mit den drei Streifen in die Kamera hält. Ein Bild von Özils Stollen, und schon strömen Jungs auf der ganzen Welt in die Läden. Solche Begehrlichkeiten vermag nur eine Handvoll Spieler zu wecken. Cristiano Ronaldo an erster Stelle, mit 320 Millionen Fans, gefolgt von Neymar und Messi (knapp 200 Millionen Anhänger). Dann kommen schon der Kolumbianer James Rodriguez, der Spanier Iniesta und eben Özil. Der nächste Deutsche, der in den Rankings auftaucht, ist Toni Kroos, mit halb so vielen Fans wie Özil.

Dass Özil es in diese Liga geschafft hat, liegt erwiesenermaßen nicht an den Deutschen. Hierzulande lagen seine Sympathiewerte stets unter denen von Thomas Müller, Philipp Lahm oder Manuel Neuer. Özil als Marke funktioniert dafür global. Dem Gastarbeiterkind folgen Türken und Muslime auf der ganzen Welt. Der Kicker sei derzeit der wohl berühmteste muslimische Sportler überhaupt, berichtet ein ehemaliger Berater, "mehr als die Hälfte seiner Fans sind Muslime".

Markentechnisch waren seine Stationen bei den Erstliga-Clubs in Spanien und England geschickt gewählt. Wer wie Thomas Müller sein Leben lang in München spielt, wird dort womöglich zur Legende, baut sich aber keine globale Fan-Basis auf. Mesut Özil dagegen hat sich ganz Europa, den englischsprachigen Raum, Lateinamerika sowie Asien erschlossen. Seine beiden Clubs - zunächst Real Madrid, dann Arsenal London - sind sehr beliebt in Asien und im arabischen Raum. In China, so heißt es, gilt Özil als Sexsymbol, "dank seiner Augen".

Für die Fans postet Özil Bilder aus dem Trainingslager, Geburtstagsgrüße an die Spielerkollegen, ein Selfie aus dem Urlaub mit seiner großen Liebe, Amine Gülse, einer bekannten Schwedin mit türkischen Wurzeln. Und immer wieder taucht Balboa auf, sein Hund. Denn Hunde, das weiß jeder PR-Experte, gehen immer.

Nun ist eine Marke ein komplexes Konstrukt, und die wenigsten Fußballer verstehen etwas von den Feinheiten der Markenführung: Das ist ein gefundenes Fressen für Berater aller Art. Hinter jedem großen Sportler steht ein Stab von Managern, von Social-Media-Experten und sonstigen Helfern.

Jede einzelne Wort- oder Bildmeldung im Internet verfolgt nur ein Ziel: den Ruhm der Marke zu mehren. Darum postet Özil auf Englisch, gelegentlich auch auf

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Deutsch oder Türkisch. Er schickt ein Video mit einem Neujahrsgruß auf Chinesisch an seine Fans im Reich der Mitte und wünscht den Indern ein schönes Lichterfest, einer der bedeutendsten Feiertage der Hindus. Der Mix muss stimmen. So funktioniert die globale Ökonomie. Über Jahre hat Özil sein Profil nach diesen Gesetzmäßigkeiten aufgebaut, besser: aufbauen lassen.

Das Internet ist wie geschaffen für Özil, dem der öffentliche Auftritt überhaupt nicht liegt. "Sobald du eine Frage stellst, verfällt er in Schockstarre und stottert rum", meckern Journalisten, die ihn interviewt haben. Auf Facebook und Twitter aber planen PR-Profis alles detailliert. Kein Post eines Fußballers geht ungeprüft in die Welt. Niemand äußert sich unbedacht, ohne Beratung. Jedes Wort muss sitzen.

Nur will das Netz unentwegt mit Neuigkeiten gefüttert werden. Die Fans wollen Tag für Tag unterhalten werden, die Werbepartner ihre Produkte sehen. Kein Sportler aber hat Zeit und Lust, ständig Selfies von sich zu schießen. Also werden die Bilder vorproduziert, drei, vier Stunden am Stück: Der Sportler fläzt sich auf der Couch, posiert mal draußen, mal drinnen, mal mit der Freundin oder mit Kumpels im Club. Dann hat er erst mal wieder Ruhe, während seine Fans glauben, ihrem Idol in Echtzeit zu folgen, wenn ihnen das Ganze über Tage oder Wochen in kleinen Häppchen serviert wird. Die Fans dauerhaft bei Laune zu halten ist freilich schwierig. Wer nie einen Hit landet, den straft Facebook irgendwann ab, dessen Tweets versenden sich im Nichts. Das nette Selfie aus der Kabine reicht nicht. Nach drei Tagen mit Fotos vom Training langweilen sich die Fans. Ein spannenderes Drehbuch muss her.

Manche Tweets, gerade die lustigen, angeblich spontanen, sind Monate im Voraus geplant. So wie ein Scharmützel, das sich Özil mit der Polizei auf Twitter lieferte. Als Arsenal voriges Jahr überraschend ein Spiel gegen Stoke City verlor, ging ein Tweet der örtlichen Polizei um die Welt, die auf Twitter witzelte: "Looking for a missing person, surname Özil. Have you seen him?" Özil, der schlecht gespielt hatte, ärgerte sich über den Gag der Polizei. Für das Rückspiel einige Monate später bereitete sein Team deshalb eine Retourkutsche vor. Arsenal habe sich die geraubten drei Punkte zurückgeholt, schrieb er in einem Tweet direkt nach dem Sieg. Die Polizei sei dabei keine Hilfe gewesen, man habe die Sache selbst in die Hand nehmen müssen. Auch diesen Tweet sahen Millionen.

Das alles mag wirken wie reiner Klamauk, folgt aber einer kühl kalkulierten Strategie der Köpfe hinter der Marke Özil: der Bruch mit Deutschland und die Hinwendung zur für ihn wichtigeren Zielgruppe, den Muslimen in aller Welt, für die er dadurch erst recht zum Helden wird. "Sie reißen alle Brücken nach Deutschland ab, lassen Mesut hierzulande den Märtyrertod sterben", berichten Leute aus dem Umfeld des Fußballers, das Urteil trifft sich mit dem der Marketingexperten, für die sich somit eins zum anderen fügt: Özils Foto mit dem türkischen Präsidenten Erdogan. Seine Attacken gegen den DFB, der Rassismus-Vorwurf gegen die Deutschen im Allgemeinen und gegen Fußball-Funktionär Reinhard Grindel im Speziellen. Auch die Seitenhiebe gegen den langjährigen Sponsor Daimler passen in dieses Raster. Sicher ist: Wer 70 Millionen Follower hat (zum Vergleich: Donald Trump hat 80 Millionen), weiß, was er da tut.

Nur: Ist es wirklich Özil, der da spricht, als er mit der Nationalmannschaft bricht? Der Spieler war sicherlich verletzt und enttäuscht; von sich, der Mannschaft, der ganzen verkorksten WM. Der Ton seiner Abrechnung aber passt zu Özils Manager Erkut Sögüt, der dabei ist, die Marke Özil international neu auszurichten. Sögüt, ein Deutschtürke aus Hannover, hat Jura studiert, dann in Osnabrück promoviert. Er lebt seit einigen Jahren in London, betreibt dort eine Kanzlei und eine Sportler-Agentur (Family and Football). Neben Özil betreut er die Nationalspieler Gündogan und Mustafi. Die Vermarktung der Sportler ist ein großes deutsch-türkisches Familien-Business. Mutlu Özil wirkt daran mit, der Bruder von Mesut. Ebenso ein Cousin von Mustafi und ein Onkel von Gündogan. Zudem werkeln lauter Freunde von Özil aus Gelsenkirchener Bolzplatz-Zeiten mit. Früher war Özils Vater der Strippenzieher hinter der Marke, doch die zwei haben sich vor Jahren überworfen.

Seither ist Erkut Sögüt der Kopf der Truppe, ihr Denker und Visionär. Er hat schon vor anderthalb Jahren in britischen Medien den Rassismus der Deutschen beklagt. "Ich bin in Deutschland geboren und aufgewachsen, habe mich aber nicht als Teil gesehen", sagte er damals. Er habe sich nie assimiliert. "Polen machen das, andere auch. Nicht aber wir Türken - wir können das nicht, weil unsere Kultur und Religion anders sind."

In Özils Tweet heißt es nun fast wortgleich: Er sei in Deutschland geboren und aufgewachsen, habe sich aber nie als Teil gefühlt. Seine Freunde Miroslav Klose und Lukas Podolski seien nie als Deutsch-Polen angesehen worden. "Also warum bin ich ein Deuschtürke? Wegen der Türkei? Weil ich ein Muslim bin?"

Der Tweet signalisiert allen: Özil braucht Deutschland nicht mehr, weder den DFB noch Werbepartner wie Daimler oder Adidas. Zwar stehen die Konzerne weiterhin hinter ihm, Daimler-Chef Dieter Zetsche sieht keinen Grund, die Zusammenarbeit zu beenden, zumal sie nächstes Jahr eh ausläuft. Riskant ist die Markenstrategie trotzdem. So ist Vodafone bereits abgerückt, obschon der Werbeclip mit Özil und Hund Balboa schon produziert war. "Mit der Kampagne hätten wir in der massiven Diskussion im Netz nicht mehr durchdringen können", erklärt der Konzern. Vodafone hat kein Interesse, in eine politische Debatte verwickelt zu werden.

In der muslimischen Welt strahlt die Marke Mesut Özil hell wie nie. In seinem Haus in London hat der Fußballer eigens ein Zimmer orientalisch einrichten lassen. Dort lässt er sich am liebsten ablichten. Angeblich will er sich eine Moschee in seinem Garten bauen. Özils zweit-erfolgreichster Tweet aller Zeiten (gleich hinter dem Foto als glücklicher WM-Sieger) zeigt ihn als Gläubigen im weißen Gewand in Mekka. Das Bild erzielte 50 Millionen Clicks. Dahin zielt offenbar die Marke Özil. Seine Freundin Amine Gülse ist längst ein Star in der Türkei; als frühere Miss Turkey, Serien-Schauspielerin und Model. Die beiden werden die Beckhams des Orients, lautet die Prognose aus der Szene: Was juckt dann noch ein Herr Grindel?

## Kleiner Brauner

*In Österreich läuft ein Großversuch – es geht um die Kraft der Demokratie im westlichen Europa. In den Wiener Regierungspalästen sitzen wieder Rechtsextreme. Wie lebt es sich in einem Land, das mit seiner Geschichte nicht ins Reine kommt? Von Ullrich Fichtner*

Von Ullrich Fichtner, DER SPIEGEL, 30.06.2018

Wer Österreich von Westen her betritt, bei Bregenz am Bodensee, gerät mit ein wenig Glück in eine jener Wetterlagen zwischen Wasser und Gebirge, die Bilder von fantastischer Schönheit mitbringen. Es stehen sich dann oft Regenfronten und klare Himmel gegenüber, weil die Berge das Wetter scheiden, oder es ziehen dichte Nebel über den Boden wie magisch glühender Dampf. Weiter hinten in den Hochalpen, in diesem ganzen geologischen Spektakel namens Österreich, heben sich, wenn die Nächte kommen, Gipfel und Kuppen bald wie Tierköpfe ab, wie monströse Leiber, an deren Flanken die Dörfer stecken wie weihnachtlicher Schmuck. Im Osten dann beruhigt sich das Land, zerfließt in freundlichere Hügel, und endlich wird, hinter Graz, hinter Wien, im Burgenland die Pannonische Tiefebene erreicht, und es geht zu Ende, was heute Österreich heißt. Ein schönes Land. Das muss gesagt sein. Vor allem anderen.

Alles andere betrifft die seltsamen Pfade, auf denen das Land, seine Gesellschaft, sein politischer Betrieb seit Langem unterwegs sind, vielleicht schon seit hundert Jahren, vielleicht noch länger, auf jeden Fall aber seit diesem Winter, seit eine neue Regierung ihre Amtssitze in den prachtvollen Wiener Palästen bezogen hat. Am Werk ist nun eine Koalition, die sich eine »türkis-blaue« nennt, die aber nach der gültigen Farbenlehre der Politik mit »schwarz-braun« doch viel zutreffender bezeichnet wäre.

Die Zweifel begannen gleich am ersten Tag der Kanzlerschaft des Sebastian Kurz, eines 31-jährigen Kleinbürgersohns aus Wien mit dem Gesicht eines milden

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Apostels. Kurz hat ein paar Semester Jura vorzuweisen und ansonsten eine schöne Karriere in der christlich-konservativen Volkspartei ÖVP gemacht. Um an die Macht zu kommen, hätte er, wie in Österreich die längste Zeit üblich, nach der Wahl im Oktober mit den Sozialdemokraten der SPÖ koalieren können, ja müssen. Er entschied sich aber gegen ein Bündnis mit moderaten Linken und Linksliberalen und ließ sich lieber mit den harten Rechten und Rechtsextremen der sogenannten Freiheitlichen Partei ein, die als FPÖ in ganz Europa für ihren rustikalen bis rechtsextremen Populismus bekannt ist. Prompt hat seither ein Hagel schiefer Sprüche und dubioser Signale im Staate Österreich eingesetzt, ein ständiger Flirt mit dem Vulgären und Primitiven, ein schmutziges Spiel mit Wörtern, Aktionen, Symbolen.

**Gleich am ersten Tag**, als sich die neue Regierung dem Volk präsentierte, eine Woche vor Weihnachten, fand der zugehörige Fototermin vor den Toren Wiens auf dem Kahlenberg statt, an dessen Flanken, wie in Österreich jedes Kind weiß, im Jahr 1683 die sogenannte Zweite Türkenbelagerung zurückgeschlagen und nach populärer Vorstellung also das christliche Abendland gerettet wurde.

Um diese politische PR-Aktion als Deutscher zu verstehen, muss man sich ausmalen, Angela Merkel rief die Medien nach Leipzig, um ihr Kabinett am Völkerschlachtdenkmal vorzustellen. Und auf die naheliegende Frage, was diese Ortswahl denn um Himmels willen bedeuten solle, würde die Kanzlerin sagen: Bedeuten? Was denn bedeuten? Ich weiß gar nicht, was Sie wollen!

In diesem Sinne antwortete ihr Amtskollege aus Wien, als man ihn fragte, was der Auftritt auf dem Kahlenberg zu bedeuten habe. Kurz machte sein Apostelgesicht und sagte, der Ort? Habe keine Bedeutung, nein, sein Team habe die Location ausgesucht, und er habe damit auch gar nichts zu tun gehabt.

So geht es jetzt zu in Österreich. Niemand weiß mehr, was eigentlich gemeint ist. Ob überhaupt etwas gemeint wird und, wenn ja, wie. Sind, zum Beispiel, die schlagenden Burschenschaften im Land einfach nur zu faul, die in ihren Liederbüchern schlummernden Nazilieder zu streichen? Oder singen sie sie doch noch hier und da aus voller Brust und in vollem Wicks? Wie lebt die österreichische Gesellschaft mit dem Verdacht, dass es in ihren Reihen junge Leute gibt, die tagsüber Jura oder Medizin studieren und abends beim Bier die Judenvergasung hochleben lassen? Wie



hält eine Republik den Gedanken aus, dass solche Leute nun womöglich sogar im Parlament sitzen, wo 20 von 51 Abgeordneten der FPÖ einer Burschenschaft angehören, vorzugsweise »schlagend«?

Nun klingt es steil zu sagen: Österreich wackelt. Es wirkt hysterisch zu behaupten, das Land und seine Hauptstadt Wien stünden politisch auf der Kippe, aber ganz und gar falsch ist es auch nicht. Falsch ist es sicher, immerfort einen Rückfall in die Dreißigerjahre zu beschwören, wie das manche Gegner der neuen Regierung tun. Berechtigt sind aber Fragen danach, ob Österreich eine aufgeschlossene, moderne Demokratie bleibt und bleiben will. Ob das autoritäre Denken noch weiter einsickert in die Gesellschaft. Und wie sehr das eigentlich doch recht gemütliche Alltagsleben in Freiheit und Wohlstand durch reaktionären Mutwillen verdorben wird.

**Das ganze Bild ist noch nicht erkennbar**, aber es liegen schon einige bemerkenswerte Puzzlestücke herum. Der Vizekanzler der Republik Österreich ist jetzt ein Mann, zu dessen »Jugendsünden« ausgiebige Freizeitaktivitäten mit kriminellen Neonazis gehören. Ein Mann, der, seit er längst erwachsen ist, via Facebook tagtäglich ein Millionenpublikum mit engstirnigen, übelmeinenden, fremdenfeindlichen Postings und Fake News versorgt, mit gefälschten Karikaturen, ungeprüften Behauptungen, vorsätzlichen Täuschungen, mit plumper Juristen- und Journalistenschelte.

Ein weiterer Mann der FPÖ ist seit diesem Winter Innenminister der Republik Österreich, der von 2005 bis 2018 Generalsekretär der Partei war und also verantwortlich für Wahlwerbeslogans wie: »Asylbetrug heißt Heimatflug«, »Abendland in Christenhand« oder, stramm und kunstlos: »Die Islamisierung gehört gestoppt.«

Als Minister ordnet dieser Mann nun Razzien in staatlichen Behörden an, hält Referate darüber, dass »eine restriktive Asylpolitik berechtigtes Anliegen der Bevölkerung« sei, und er hat gesagt, dass in Österreich eine »Infrastruktur« zu schaffen sei, »wo es uns gelingt, diejenigen, die in ein Asylverfahren eintreten, auch entsprechend konzentriert an einem Ort zu halten.« Hat er Konzentrationslager gesagt? Nein. Hat er es gemeint? Und was sollten Öffentlichkeit und Wahlvolk verstehen?

**Österreich ist jetzt ein weiterer Testfall in Europa**, wie Ungarn, wie Italien, auch wie Großbritannien. Das kleine Land, das im Kalten Krieg zwischen Ostblock und Nato-Staaten stets auf seiner Neutralität beharrte, hat kulturell und politisch doch zweifellos zur Familie des Westens gehört, aber diese Gewissheit steht infrage. Es hat den Anschein, dass viele Österreicherinnen und Österreicher des mühseligen Aushandelns von Kompromissen derart überdrüssig geworden sind, dass sie sich autoritären Vorbildern zuwenden. Dass sie nicht mehr rational streiten, sondern emotional hadern wollen. Verhandelt wird, ob sich unser Nachbar- und liebstes Urlaubsland Stück für Stück vom demokratischen Way of Life verabschiedet. Ob seine Gesellschaft den Pluralismus noch will und ob sie die tausend Spielarten des Multikulturellen und die Prozesse der Migration trotz aller Zumutungen aushält.

Wer mehr darüber erfahren will, tut sich am besten vor Ort um, bereist das schöne Land, seine Berge, seine Seen, seine Flüsse. Zur Jauntalbrücke nach Kärnten sollte es gehen, von der sich am 4. Mai 1991 ein junger Politiker namens Jörg Haider an einem Bungee-Seil in die Tiefe stürzte, zum Zeichen, dass neue Zeiten anbrechen. Zum Peršmanhof in den Karawanken könnte der Weg gehen, wo sich einst Partisanen versteckten, bis SS-Leute an einer Bauernfamilie eines der letzten Verbrechen des Zweiten Weltkriegs begingen, und wo fassbar wird, dass kein Land seiner Geschichte entkommt.

Für diesen Artikel wurden mehr als 30 ausführliche Gespräche mit Zeitzeugen und Zeitgenossen geführt; mit Burschenschaftlern und Buchautoren, mit Journalistinnen und FPÖ-Politikern, mit Studenten, Kabarettisten, Diplomaten, Historikern, mit engagierten Bürgerinnen und einem Dorfbürgermeister am Fuße des Großglockners. Es ging über Land, durch die Bundesländer Österreichs, deren Einwohnerzahl deutschen Landkreisen gleicht.

Es ging nach Innsbruck, Villach und Graz, hinauf nach Salzburg und hinüber nach Wien natürlich, in dessen Großraum ein Drittel aller Österreicher wohnt und wo die Intellektuellen noch immer in den Kaffeehäusern Hof halten. Nach Wien, wo jede Gasse ihre Geschichten über die Geschichte erzählt, wo der Heldenplatz allein Stoff für tausend Romane hergäbe, wo Sisi wohnt auf ewig, wo die Lipizzaner tanzen und

wo das kolossale Labyrinth der kaiserlichen Hofburg ahnen lässt, wie groß das Reich der Habsburger bis 1918 war.

Nach Wien, ins Café Engländer, Postgasse, rote Bänke, schwarze Stühle, wo Robert Misik gern zu Mittag isst. Er bestellt, ohne Blick ins Menü, stets »Essen I« mit Dessert, er ist in Eile, weil er sich zum Besuch bei seiner Mutter angesagt hat. Misik ist die Wiener Ausgabe eines engagierten Intellektuellen, ein Linker, aber lässig dabei, er trägt Lederjacke und Stirnglatze, und er hat Humor, das macht vieles leichter. »Essen I« sind am Tag des Treffens hauchdünne Rindsschnitzel, paniert, ausgebacken, wienerisch.

Misik hat viele Bücher, aber auch politische Aufrufe ge- und unterschrieben, er ist immer dabei, wenn Demonstrationen gegen rechts zu organisieren sind, er zeigt Gesicht, auch im Internet, er arbeitet viel. Videokolumnen, Gastbeiträge, Radiogespräche füllen seine Tage, eben ist ein neues Buch erschienen, eine geistreiche Sammlung kleiner Essays unter dem Titel »Liebe in Zeiten des Kapitalismus«.

Die neue Regierung von Kurz und Co. steht für Misik »am Ende eines 30-jährigen Prozesses der graduellen Abstumpfung«. In den Achtzigerjahren habe das begonnen, sagt er, mit den Häutungen der FPÖ und ihrem Aufstieg unter Jörg Haider. Dieser Weg führte im Jahr 2000 in die erste Koalition der ÖVP mit der FPÖ. Der Kanzler hieß damals Wolfgang Schüssel, ein Mann, der statt Krawatte Fliege trug und der praktisch im Alleingang den letzten Rest der Glaubwürdigkeit von Politik im Land ruinierte.

**Die Europäische Union verhängte damals Sanktionen gegen Österreich,** sieben Monate lang, zum Zeichen, dass man vereint gegen Rechtsextremismus stehe, das wäre heute unvorstellbar. Es ist allerdings wahrscheinlich, dass die gut gemeinte Aktion die extremen und europafeindlichen Tendenzen in Österreich eher gestärkt hat. Immerhin bilden sich viele Österreicher etwas ein auf ihre Sturheit. Von jeher sind sie mit Jetzt-erst-recht-Parolen zu erreichen, wie sie die FPÖ meisterhaft für alle Politikfelder zu modulieren versteht. Dass sie damit nun wieder in eine Regierung gelangen konnte, ist für ihre Gegner deshalb kein Schock mehr. »Wir sind«, sagt Robert Misik, »vom Udenkbaren zum Unsagbaren zum Unerträglichen vorangekommen.« Das ist, auch wenn man es zweimal lesen muss, schön gesagt.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

»Wir sind die Meister im Wegschauen, im Verleugnen, im Verdrängen«, sagt Anneliese Rohrer im Wintergarten des vornehmen Café Landtmann an der Ringstraße, wo der dunkle Koloss des Wiener Burgtheaters direkt vor den hohen Fenstern steht. Rohrer wird 74 Jahre alt dieses Jahr, hinter ihr liegt eine große Karriere als Zeitungsjournalistin, und sie publiziert immer weiter, eine mutige Frau. Ihre Meinung über den Politikbetrieb kommt im Titel eines ihrer Bücher gut zum Ausdruck, es heißt: »Charakter Fehler. Die Österreicher und ihre Politiker«. Ihr heutiges Lebensgefühl angesichts der Kurz-Regierung beschreibt Rohrer als »mulmig und hilflos«. Sich nach 70 Jahren wieder um die Demokratie sorgen zu müssen, sagt sie, »das kann eigentlich gar nicht wahr sein«.

Am Tag des Treffens ist die neue Regierung erst 40, 50 Tage im Amt, ein eiskalter, finsterner Februar liegt noch über Wien. Eben hat die Regierung verkündet, dass die staatlichen Fördermittel für die Integration von Flüchtlingen zusammengestrichen werden, für Deutschkurse und dergleichen. Rohrer nennt das »grundböartig«, weil damit Menschen vorsätzlich an den Rand gedrängt würden.

Es sei ohnehin alles schlimmer als damals, 2000, sagt Rohrer; erstens, weil Haider die Burschenschafter nicht leiden konnte, und zweitens, weil es die FPÖ diesmal auf die Institutionen abgesehen habe. Verfassungsgericht, Universitätsräte, Polizeiapparate, Institutionen würden »umgefärbt«, und vor diesem Umbau, sagt sie, sollten sich alle fürchten.

Nun trachten Parteien immer danach, Staatsposten mit ihren Leuten zu besetzen, aber die Freiheitliche Partei Österreichs ist doch eine recht spezielle Veranstaltung. Sie hat sich per Kooperationsabkommen mit Wladimir Putins Wahlverein »Einiges Russland« verbunden und pflegt mit vielen Rechtsextremisten Europas herzliche Verbindungen, mit dem »Vlaams Belang« in Belgien wie mit dem »Front National« in Frankreich, vergangene Woche erst kursierten fröhliche Selfies des österreichischen Vizekanzlers von der FPÖ mit dem italienischen Rassisten Matteo Salvini.

Die FPÖ ist eine Partei, die aus ihrer Bewunderung für Ungarns Despoten Orbán keinen Hehl macht, die von jeher mit der Identitären Bewegung kungelt, die eine »volkskonforme« Demokratie anstrebt, was immer das sei, und die auch schon in

deutschen Verfassungsschutzberichten stand. Diese Partei sitzt nun an vielen Hebeln in Österreich.

**Ihr unterstehen die Polizei- und Geheimdienstapparate**, der Verfassungsschutz, die Armee, der diplomatische Dienst, die Sozialbehörden. Vielleicht hat der Bundeskanzler Kurz nicht richtig hingeschaut, als seine »türkis-blaue« Koalition Gestalt annahm, aber die FPÖ stellt nun nicht nur den Vizekanzler und den Innenminister, sie besetzt auch das Außen-, das Verteidigungs- und das Verkehrsressort und dazu das Ministerium für Arbeit und Soziales, also nur Schlüsselressorts. Einfache Fragen liegen da auf der Hand: Wie stellt man sich in Wien künftig die internationale Zusammenarbeit vor? Welcher ausländische Geheimdienst, welche Polizei, welche Justizbehörde, welcher Militärapparat würde Wissen und Daten austauschen mit einer Regierung, in der Putin-Freunde, Orbán-Bewunderer und Salvini-Fans sitzen?

**Man kann versuchen, alles mit Charme zu überspielen**, wie das Regierungssprecher Peter Launsky-Tieffenthal macht, ein Mensch wie aus einem Grandhotel, der in fließenden tänzerischen Bewegungen ständig nach allen Seiten grüßt, damit sich auch wirklich niemand übergangen fühlen kann.

An einem frühen Morgen im Frühjahr schnürt Launsky-Tieffenthal einmal durch die reich stuckierten Säle des Kanzleramts am Ballhausplatz. Bundeskanzler Kurz hat zu einem Hintergrundgespräch über die bevorstehende EU-Ratspräsidentschaft der Österreicher geladen, sein Kanzleramtschef wird dabei sein, die Außenministerin. Launsky-Tieffenthal sagt bei der Begegnung – man hat sich im Leben noch nie zuvor gesehen: »Schön, dass Sie da sind.«

Es geht durch ein gewaltiges Treppenhaus, das schon Metternich durchschritten hat, hinter dem Steinsaal liegt der Kongresssaal, wirklich benannt nach dem Wiener Kongress, der einst die napoleonische Epoche besiegelte. Dort hängen fünf schwere Kronleuchter, unter denen für Kurz und seine Kollegen ein TV-taugliches Podium aufgebaut ist, ganz in Weiß.

Das Hintergrundgespräch erweist sich als Pressekonferenz, der Raum ist voll, Launsky-Tieffenthal macht seine Honneurs, man trinkt Kleine Braune aus zierlichen

Tassen, von Kellnerinnen serviert. Die hingeplauderte Frage nach der Farbe eines Frieses, der sich unter der Decke breit und fleischfarben durch den ganzen Saal zieht, wird Launsky-Tieffenthal wenige Stunden später per SMS beantworten: Es handelt sich um »Pompeji-Rot«.

Der Kanzler betritt die Bühne pünktlich, Sebastian Kurz wirkt gut ausgeschlafen zwischen der österreichischen und der europäischen Flagge beiderseits des Podiums, von einer Bürde des Amtes ist bei ihm nicht das Geringste zu spüren. Er spricht über Europa, das heißt, über »den Kampf gegen die illegale Migration«, in Österreich ist das ein und dasselbe.

**Wann immer Kurz seine sanfte Stimme hebt**, macht er viele Worte, deren Sinn sich deutlich kürzer fassen ließe, und er vergisst nie, seine eigenen Leistungen herauszustreichen. »Sie werden sich erinnern«, sagt er dann, »dass ich einer der Ersten war, der ...« oder: »Schon als Außenminister habe ich meine Amtskollegen in Europa früh darauf hingewiesen, dass ...«

Kurz findet auch immer Gelegenheit, den Ausländer an und für sich und alle irgendwie zugehörigen Problematiken einzubauen, außerdem gibt er bei jedem Anlass seine doch sehr gestraffte Geschichtslegende zum Besten, dass er es schließlich gewesen sei, der die Balkanroute praktisch im Alleingang geschlossen habe, »wie Ihnen sicher bekannt ist«.

Es geht im gesellschaftlichen Gespräch Österreichs auch dank der Auftritte von Kurz pausenlos um Migranten, also um den Ärger, den man mit ihnen hat, und dabei geht es nicht nur um Flüchtlinge, sondern um Ausländer aller Art, auch um Deutsche, Slowenen, Ungarn, die irgendwie immer zu viele sind und den eingeborenen Österreichern angeblich die Sozialwohnungen, Studienplätze und Eintrittskarten für die Staatsoper wegnehmen. Es brauche, sagt der Kanzler Kurz vom Ballhausplatz, eine »durchgehende Berücksichtigung der Migrationsproblematik«, und das ist im Wesentlichen Österreichs Beitrag zur Zukunft Europas, worüber von dieser Woche an, wenn das Land turnusgemäß den EU-Ratsvorsitz übernimmt, noch mehr zu hören sein wird.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

»Kurz ist eine PR-Figur«, sagt Florian Klenk im Schwarzen Kameel, Bognergasse, Innere Stadt, wo zwischen generös geschmierten Broten und beglückenden Marillenpalatschinken ein charismatischer Oberkellner namens Maître Gensbichler die bürgerliche Stadtgesellschaft im Auge behält. Klenk ist Chefredakteur des Wiener Stadtmagazins »Falter«, das sich im anschwellenden Bocksgesang als Zentralorgan des zivilen Widerstands etabliert hat. Die Auflage steigt, nicht nur in Wien.

Klenk ist Jahrgang 1973, promovierter Jurist und in Österreich als investigativer Journalist berühmt. Mit seinen Recherchen mischt er regelmäßig den Polizei-, den Justiz- und diverse andere Apparate auf, gerade hat er einen erschütternden Skandal um österreichische Blauhelmsoldaten aufgedeckt, er kennt sich aus, auch in den Schmutzecken.

**Klenk ist, einerseits, ziemlich beunruhigt**, andererseits aber auch nicht. Die Unruhe rührt daher, dass die FPÖ immer unverschämter »in die demokratische Arena hineinpöbelt«, sagt er, und dass die Verhältnisse so weit erodiert seien, dass der Innenminister einen Schriftleiter der Extremisten-Fake-News-Plattform Unzensuriert.at ungestraft zu seinem Sprecher machen kann. Außerdem steht laut Klenk zu befürchten, dass in Gestalt des Kanzlers Kurz der erste »Rechtspopulist mit freundlichem Antlitz« die europäische Bühne betreten habe, der das Zeug zu einer Lichtgestalt und einer langen Amtszeit habe.

Andererseits, sagt Klenk, werde sich auch diese Regierung, jedenfalls die Koalition mit der FPÖ, früher oder später erledigen, weil sich die sogenannten Freiheitlichen gezwungen sähen, auf Druck der ÖVP Politik gegen die eigene Klientel zu machen. Gesetze sind auf den Weg gebracht, die sich gegen die Interessen der Armen und Schwachen richten, gegen den in Österreich heiligen sozialen Wohnungsbau, gegen die Rechte von Arbeitnehmern. »Das killt die FPÖ auf Dauer«, sagt Klenk.

Später am Abend kommt er ins lustige Philosophieren über den Wiener Betrieb, der im Schwarzen Kameel eine so schöne Bühne hat. Das große Lokal, halb Stehausschank, halb Restaurant, ist in falschem Jugendstil gehalten und in getäfelte, verspiegelte Nischen gegliedert, in der Luft liegt großes Geplauder. »Urteile über

Österreich sind schwer«, sagt Klenk, »weil man nie weiß, woran man ist. Es ist wie mit diesen Nischen hier, mit den Spiegeln. Wenn einer vorbeigeht, sieht man ihn von vorn im Spiegel, obwohl er in Wahrheit von hinten kommt. Und kommt einer von rechts, sieht man ihn zuerst im Spiegel links. So ist das bei uns. So geht's zu.«

Österreich ist eines der letzten Paradiese des Printjournalismus. Landauf, landab erscheinen ordentliche Zeitungen, es gibt die stockseriösen überregionalen, den »Standard« und die »Presse«, es gibt gute regionale Blätter, starke Wochenmagazine wie »Profil«, aber vor allem gibt es die seit Jahrzehnten alles beherrschende »Kronen Zeitung«, ein Revolverblatt der großkalibrigen Sorte, Österreichs Pflichtblatt für den gesunden Menschenverstand wie für den ungesunden Volkszorn.

Die Zeitung verkauft täglich gut 700 000 Exemplare und erreicht 3 Millionen Leser in einem Land mit 8,8 Millionen Einwohnern. Um einen ähnlichen Wirkungsgrad zu erreichen, müsste ein deutsches Boulevardblatt über den Daumen eine Auflage von 7 Millionen und 30 Millionen Leser haben, das hat selbst die »Bild« in ihren besten Zeiten nie auch nur annähernd geschafft.

**Das Programm der »Krone« ist nackter Boulevard**, ein reißender Strom aus Polizeibericht, Heimatliebe, Familiendrama, Einbrecherbanden, Sportlerverehrung, Politikerverachtung; man pflegt eine solide Fremdenfeindlichkeit, schaut auf Minderheiten herab, empört sich über lasche Richter und lässt in Kolumnen Bischöfe zu Wort kommen, um das Volk auch mit der frohen Botschaft des Evangeliums zu versorgen. Positiv gewendet ließe sich sagen, eine Demokratie, die ein Blatt wie die »Krone« ohne größere Schäden über längere Zeit aushält, darf als ziemlich stabil gelten. Einerseits.

Andererseits, sagt Doron Rabinovici im Café Korb, wo die Wandfarbe an hart gekochtes Eigelb erinnert, habe die »Krone« großen Anteil daran, dass die Liberalisierung der Gesellschaft in Österreich nicht weiter vorangeschritten sei. Sie sei mitschuldig daran, dass es anders als in Deutschland keine »Brandmauer gegen den Rechtsextremismus« gebe. Ständig kokettiere sie mit dem Rassismus, ständig mache sie die Demokratie verächtlich. »Ständig werden die Begriffe verwischt«, sagt Rabinovici, »das geht schon damit los, dass immer von Rechtspopulisten gesprochen wird, selbst wenn man es mit rechtsextremen Populisten zu tun hat.«



Rabinovici ist eine feste Größe der zeitgenössischen deutschen Literatur, aus dem Geistesleben Wiens nicht wegzudenken. Vor fünf Jahren hat er »Die letzten Zeugen« auf die Bühne des Burgtheaters gebracht, ein ebenso erschütterndes wie von der Kritik gefeiertes Stück unter Mitwirkung von Zeitzeugen über die Novemberpogrome von 1938. Vor 18 Jahren war er es, Rabinovici, der die Massendemonstration auf dem Heldenplatz gegen Wolfgang Schüssels erste ÖVP/FPÖ-Koalition des Jahres 2000 organisierte. Der Aufruf, dem damals 250 000 Menschen folgten, lautete: »Wir sind Europa – Nein zur Koalition mit dem Rassismus«. Diesen Januar wurde Ähnliches versucht, eine Neuauflage der historischen Kundgebung. Es kamen höchstens 70 000 Leute.

Rabinovici, ein zierlicher Mensch mit scharfem Verstand, ist bitter enttäuscht von der politischen Entwicklung der vergangenen Jahre. Die heutige Konstellation sei gefährlicher als die im Jahr 2000, das sagt auch er. Damals sei Österreich in Europa ein Sonderfall gewesen, heute liege das Land mit seinen autoritären Tendenzen im Mainstream. Die Demokratie sei auf dem Rückzug, selbst in ihren einstigen Bastionen, in Europa, in Amerika, »und wir wissen doch gerade alle nicht: Wie kommen wir da wieder raus?«.

Drei Krisen sieht Rabinovici, die sich überlappten und die den Extremisten das Wasser auf die Mühlen leiteten, in Österreich und anderswo. Erstens, der Sozialstaat, wie wir ihn gekannt hätten, sei aufgrund globaler Verschiebungen nicht mehr einfach so finanzierbar. Supranationale Organisationen wie die EU schafften es nicht, zweitens, den schützenden Nationalstaat glaubhaft zu ersetzen. Die Nationalstaaten, drittens, stünden derart unter Druck, dass sie auf protektionistische Ideen zurückfielen, denen die Reaktionen, Nationalistische und Rassistische auf dem Fuß folgten.

**In diesem Stadium sei Österreich, sagt Rabinovici.** Die neue Regierung inszeniere »jeden Tag einen Tritt gegen Ausländer«, streue antisemitische Codewörter. Heimatliebe werde als Bürgerpflicht hingestellt, jeder Konflikt werde in eine Wir-gegen-die-Logik aufgelöst. Eine Lokalpolitikerin hat Rabinovici, der als Kind aus Tel Aviv nach Wien kam, vergangenes Jahr auf Twitter als »Brunnenvergifter Rabinovici« betitelt. So geht es zu, heutzutage in Österreich.

In den Zeitungen, im Fernsehen, auf Twitter und Facebook sind ständig unglaubliche Dinge zu lesen und zu hören, ohne dass sich daran sonderlich aufgeregte Debatten entzündeten. Wenn etwa ein ehemaliger Weihbischof von Salzburg sagt, homosexuelle Verbindungen könnten von der Kirche nicht gesegnet werden, denn man könne ja schließlich auch »kein Bordell einweihen, kein KZ oder Waffen segnen«, dann ist das in der Zeitung ein Einspalter irgendwo hinten. Wenn der FPÖ-Generalsekretär einem kritischen Wissenschaftler via Twitter empfiehlt, bitte rasch »in die Psychiatrie« zu gehen, um sich von seinem »unterirdischen Schmarrn« heilen zu lassen, löst das keinen Skandal mehr aus.

**Das Thema Frau und Kopftuch** wird auf allen Kanälen ständig bedient, als hätten die Menschen keine anderen Sorgen. Das Thema Strafverschärfung gegen Sexualstraftäter geht nie vorüber. So verfällt der öffentliche Raum des Sprechens, und man schreckt höchstens kurz auf, wenn eine Kampfvokabel Marke »Bodenpolitik« aufpoppt, weil sich in den Bergen einer gegen den Islam in Stellung bringt.

Peter Suntinger tut das, draußen im Land, weitab von Wien. Er ist seit 21 Jahren Bürgermeister von Großkirchheim und sagt: »Wir sind eine streng katholische Gemeinde, wir werden keine Moslems akzeptieren, das passt einfach nicht.«

Großkirchheim liegt in Kärnten, in den Hohen Tauern, an der Großglockner-Hochalpenstraße. Das zersiedelte Bergdorf zieht sich das obere Mölltal hinauf, der höchste Punkt befindet sich im Ortsteil Allas auf gut 1500 Metern, bis in den April, in den Mai hinein liegt hier Schnee.

**Bürgermeister Suntinger sitzt im Lodenjanker beim Kaffee** und listet seine Probleme auf, davon ist das größte, dass Großkirchheim schrumpft. Das betrifft die Bevölkerung, die ökonomische Basis, die Verkehrsanbindung, die Teilhabe an allem. Der Tourismus stagniere, eine »fatal starke Abwanderung« habe eingesetzt, sagt Suntinger, und die Politik tue nichts, sie produziere nur »Regionalisierungsphrasen«. »In Spittal drunten, in der Kreisstadt, fährt der Schulbus alle zehn Minuten einmal im Kreis«, sagt er, »hier oben fährt überhaupt keiner. Die Entwicklung der Städte geht auf Kosten des ländlichen Raums.«

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Wer es sich leicht macht mit Suntinger, verfehlt ihn, viele seiner Anliegen wirken sehr berechtigt. Der Bürgermeister würde gern die herrschende Förderlogik auf den Kopf stellen. Wenn es nach ihm ginge, gäbe es im Tal keinen Cent Wohnbauförderung mehr, und alles Fördergeld flösse stattdessen in die Bergdörfer und in entlegene Gemeinden wie Großkirchheim, je weiter weg vom Zentrum, desto mehr Förderung. »Angeblich«, sagt er, »ist es doch egal, wo einer heute arbeitet. Da wäre es doch keine schlechte Idee, dass der Computer in schöner Landschaft bei uns hier oben steht statt in einem Keller in Wien.«

Gäbe es nur diesen Peter Suntinger, den Kämpfer fürs Ländliche, der bei seiner letzten Wiederwahl als Bürgermeister 79,5 Prozent der Stimmen bekommen hat, wäre er irgendein Bürgermeister irgendwo in Österreich. Er ist aber zugleich ein notorischer, auch eitler Provokateur, der regelrecht dazu einlädt, ihm böse Etiketten anzukleben. Während eines dreistündigen Gesprächs im Sport- und Freizeithaus von Großkirchheim zeigt er mehr Facetten als eine Discokugel, er glitzert, gedanklich, und sein Reden ist eine seltene Mischung aus Hinterwäldlertum und Freigeisterei, in der sich völkische mit fortschrittlichen Parolen vermengen. Sein Thema ist Heimat. Und wie man sie erhält.

**Großkirchheim liegt am Fuß der Schobergruppe**, unweit des Großglockners, des höchsten der österreichischen Berge, 3798 Meter. Suntinger habe ihn, sagt er, schon mindestens 300-mal bestiegen. In den vergangenen 34 Jahren habe er 32-mal am Neujahrstag auf dem Gipfel gestanden, Winterbesteigungen mit Skiern auf dem Rücken. Und auch mit seinem Freund Jörg Haider war er oft ganz oben in den Bergen, und das waren die glücklichen Stunden.

Sie haben viele Touren gemeinsam gemacht, Suntinger und Haider, auch schwere Besteigungen, und Suntingers Bewunderung für den 2008 bei einer rasenden Autofahrt verunglückten Haider ist ungebrochen. Anders als die heutigen Politiker, sagt er, die außer Sprechblasen nichts zustande brächten, sei Haider ein Mann mit einem sozialen Gewissen gewesen, der jedem zugehört habe, ganz gleich, ob der Großmutter auf dem Berghof oder dem Bankdirektor in der Stadt. Ein Sportler sei Haider gewesen, dynamisch und immer nah am Volk, oft wochenlang im Land unterwegs, »das muss man erst einmal leisten«.

Anfang der Neunzigerjahre ging Suntinger, mitgerissen von Haider, für die FPÖ in die Politik. So wie Großkirchheim seine Heimat als Mensch ist, war Haiders FPÖ seine Heimat als Politiker. Aber das ist vorbei. Suntinger verachtet die Partei heute, ihre Oberen, die Wiener Bonzen, die eben kein soziales Gewissen mehr hätten und nur »an den Futtertrog wollten«. 2013 stellte Suntinger seine Mitgliedschaft ruhend, wie er sagt, 2016 trat er aus, er, der von sich sagt, mit einiger Rührung: »In meiner Brust schlägt ein freiheitliches Herz.«

**Die Partei marschiere in die falsche Richtung**, sagt Suntinger. Sie falle zurück an den rechten Rand, wo Haider sie weghaben wollte. Mit all den Burschenschaftlern im Parlament sei ein Rechtsruck im Gang. Es sei schlimm, sagt Suntinger, »das weiß man, wenn man diese Leute kennt«. Suntinger sitzt mit geradem Rücken im Sportheim vor einer Gummipflanze, er ist ein misstrauischer, rätselhafter Mensch.

Bis Spätherbst 2017 haben sie sieben Syrer als Flüchtlinge im Dorf gehabt, sagt Suntinger, »denen hat man natürlich geholfen«. Er selbst habe einen Mann der Gruppe jeden Morgen mit zum Bauhof genommen, damit er sich nützlich machen könne, »aber der hatte keine rechte Lust zu arbeiten«. Es sei überhaupt schwierig gewesen. »Diese Syrer, die hatten Handys, Topkleidung, die wirkten nicht so, als ginge es um ein Dach über dem Kopf.« Die Flüchtlinge nach dem Zweiten Weltkrieg, sagt Suntinger, die hätten um ein Stück Brot betteln müssen und seien in Lumpen gegangen.

**In Suntingers Welt sind Fremde keine Bereicherung**, sondern bedrohen das Hergebrachte, zumal wenn sie keine Christen sind. Es sind in Großkirchheim ein paar Holländer zugezogen, Protestanten, das geht gerade noch. Moslems, sagt Suntinger, er sagt nicht Muslime, das sei etwas anderes. Das wollten die Leute im Dorf nicht, und er, Suntinger, werde dafür gewählt, dass sich keine Fremden niederlassen.

Wenn ein Moslem käme und in der Gemeinde ein Haus kaufen wollte, sagt Suntinger, würde er als Bürgermeister mit dem Verkäufer reden und notfalls mehr Geld bieten, das sei »Bodenpolitik«. Unwahrscheinlich, dass unter diesen Umständen ein Muslim seinen Umzug nach Großkirchheim plant, aber wenn man Suntinger vorhält, er mache doch nur fremdenfeindliche Symbolpolitik, erwidert er, er sei nicht fremdenfeindlich. Und wenn man ihn fragt, was er gegen Muslime habe, sagt

Suntinger, er habe nichts gegen Moslems, er wolle nur nicht, dass sie in Großkirchheim wohnten. Wenn man ihm sagt, dass das die Logik von Rechtsextremisten sei, antwortet Suntinger, er sei aber kein Rechtsextremist. Seine eigene Familie, sagt er dann, habe die Flucht gekannt, die Vorfahren seien Sudetendeutsche gewesen, Vertriebene, die im Krieg übers Gebirge geflohen seien, »mit so einer Geschichte wird man kein Rechtsnationaler«.

Es ist ein Muster, das sich in Österreich gerade vielerorts wiederholt. Es treten Menschen auf, die extremes Zeug daherreden, aber als gemäßigt gelten wollen. Politiker, die kräftig in der braunen Soße rühren und überrascht tun, wenn es spritzt. Dann machen sie zum Beispiel Wahlkampf gegen Nordafrikaner und anderes »Gesindel«, wollen das aber, bitte sehr, nicht falsch verstanden wissen. Markus Abwerzger ist so einer, FPÖ-Landeschef in Tirol. Er hat Nordafrikaner und »Gesindel« benutzt, was gar nicht zu ihm passt.

**Abwerzger ist Jahrgang 1975, aus Dornbirn in Vorarlberg,** heute Rechtsanwalt in Innsbruck, der gesunde, zufriedene Typ, mit prächtigen Koteletten. Bei der Begegnung hat Abwerzger viel um die Ohren, Tirol hat gerade eine Landesregierung gewählt. Vor allem aber hat ein Parteifunktionär aus den Lechtaler Alpen per WhatsApp ein Porträt Adolf Hitlers in voller Führermontur an Parteifreunde verschickt, unter dem zu lesen stand: »Vermisst seit 1945«. Solche Sachen, sagt Abwerzger, »machen mich narrisch. Da hab ich 180 Puls«.

Der »Nazischeiß« werfe seine Partei wieder und wieder zurück, sagt der FPÖ-Landeschef, diese Dummheiten seien »zermürend«. Es gehe doch darum, starke Mitte-rechts-Bündnisse zu schmieden, sagt Abwerzger. »Wir sind keine Nazipartei. Die Nazikeule, die wir dauernd abkriegen, das ist doch in Wahrheit eine Verharmlosung der Nazis.«

Abwerzgers politische Laufbahn ist typisch für einen Österreicher der Generation Haider. Als er noch aufs Sportgymnasium ging, ein begabter Fußballer, flog die österreichische Nachkriegsordnung in die Luft, und verantwortlich für die Sprengung war eben Haider. Um dessen Wirkung auf die österreichische Gesellschaft zu verstehen, muss man sich ihren damaligen Zustand vergegenwärtigen. Ein Proporzregime war ins Absurde gewuchert, Sozialisten und Christlich-Konservative

hatten das Land haarklein unter sich aufgeteilt, zu Beginn zweifellos in der guten Absicht, die Lage zu stabilisieren, später wurde die absolute Macht ein Selbstzweck.

Alles im Land, egal ob Tennisplätze oder Arbeitsstellen, Autoklubs oder Schulen, hatte eine politische Farbe, war schwarz oder rot, ein Schwarzer durfte nicht Tennis spielen auf einem Platz der Roten, ein Roter bekam keine schwarze Lehrerstelle und so weiter und so fort. Manche Leute hatten zur Sicherheit zwei Parteibücher, um sich alle Optionen offenzuhalten. Im Parlament gab es keine nennenswerte Opposition, es regierte eine riesengroße Große Koalition, die Gesetze entstanden ohne Debatte bei Absprachen mit den »Sozialpartnern«, und was daran Demokratie sein sollte, hatten die Österreicher längst vergessen. Bis Haider kam.

**Er putschte sich an die Spitze** der damals noch nichtssagenden Kleinpartei FPÖ, die ein Sammelbecken gestriger, man darf wohl sagen: ranziger Leute war, von denen nicht wenige immer noch von Großdeutschland träumten. Dann aber zog dieser Haider durchs Land, stieg auf Berge, fuhr schnelle Autos, gab den Wanderer und Landesvater, den Discogänger und Cocktailtrinker, er nahm Schallplatten mit Alpenchören auf, und bei Auftritten im Fernsehen zerlegte er mit schneidendem Witz die grauen Männer des alten Systems.

Im Ausland wird Haider bis heute in der Regel nur mit seinen Nazisprüchen in Verbindung gebracht, mit der berüchtigten Einlassung etwa, das »Dritte Reich« habe »eine ordentliche Beschäftigungspolitik« gemacht. Dies und vieles andere Hässliche hat Haider auch wirklich gesagt, aber es war – gesellschaftlich – wohl eher das Nebensächliche. Der Schriftsteller Robert Menasse urteilte schon 1995, Haider sorge für eine nötige Erneuerung. Die unverbesserlichen Nazis nehme er dabei mit, »indem er ihnen ab und zu zuzwinkert«.

Praktisch im Alleingang zerstörte Haider das verfilzte Zweiparteiensystem und baute die FPÖ zur dritten Kraft auf. Die Stimmenanteile der Partei bei Nationalratswahlen stiegen unter Haider von 5 auf 10 auf 16 auf 22 und im Jahr 1999 schließlich auf 26,9 Prozent – und es kam zu jener ersten Koalition von Konservativen und Haiders »Feschisten«, die im Jahr 2000 Europa in Atem hielt. Da war Österreich bereits ein anderes, ein von Haider mitgestaltetes Land.

**Markus Abwerzger aus Tirol, Generation Haider**, wäre 18 Jahre später fast selbst Minister in Wien geworden, er war im Gespräch für das Justizressort. Aber er habe abwarten wollen, sagt er. Seine Kinder sind klein, seine Karriere frisch, er will erst noch seine Basis verbreitern. Indem er auch den Nazis zuzwinkert? Und Nordafrikaner und »Gesindel« verrührt?

Solche Fragen machen den FPÖ-Politiker ein wenig verlegen, das ist zu spüren. Man müsse als Wahlkämpfer schon hin und wieder auf bestimmte Knöpfe drücken, sagt er. Muss man? Nun ja, sagt Abwerzger. Dann schaltet er wieder auf Angriff. Aggressiv sei ja nicht nur die FPÖ, auch die anderen langten ohne Rücksicht zu, darauf müsse man reagieren.

Die anderen, das können im Fall der FPÖ auch oft Journalisten sein. Der österreichische Rundfunk ORF musste sich bei Abwerzger entschuldigen, weil ein Beitrag über den Wahlkampf in Tirol derart manipulativ geschnitten war, dass es wirken musste, als würde Abwerzger einem alten Mann zustimmend zunicken, der sich darüber ereiferte, dass man heutzutage nicht einmal mehr »stinkerter Jud« sagen könne, ohne als Nazi zu gelten. Es wäre um ein Haar zum Lachen, wenn es nicht so traurig wäre, aber Abwerzger lachte nicht, verständlicherweise. »Ich war geschockt«, sagt er. »Wenn das so stehen geblieben wäre, wäre meine Karriere vorbei und meine dreijährige Tochter wäre im Kindergarten die mit dem Nazipapa.«

**Wer in Österreich Richtung Wien im Auto unterwegs ist**, im Süden, auf der A 2, fährt an vielen Schildern vorbei, die nach Italien weisen, nach Slowenien. Von Klagenfurt ist man in anderthalb Stunden in Ljubljana, von Villach sind es keine drei Stunden nach Venedig. Die Österreicher leben in ihrem eigenen Koordinatensystem, in dem sich ein eigenes Lebensgefühl entfaltet, eine eigene innere Landkarte. Der Zug von Wien nach Bratislava, der slowakischen Hauptstadt, braucht 59 Minuten. Wo Innsbruck liegt, auf halber Strecke zwischen Italien und Deutschland, ist Österreich keine 50 Kilometer breit. Wo, anders gesagt, endlose Weite war im Reich der Habsburger, ist heute überall sehr bald die Nation zu Ende.

Man darf vermuten, dass das für einen gewissen Dichtestress sorgt in der Alpenrepublik, wo nicht sonderlich viel Platz ist, objektiv gesehen. Der Raum in den Tälern ist begrenzt, die Entwicklung der Städte vielerorts behindert. Gut möglich, dass



sich das Land, das zweifellos zu den ökonomischen Gewinnern des Mauerfalls gehört, in psychischer Hinsicht als Verlierer sieht. Der Eiserne Vorhang trennte nicht nur, er schützte auch, und spätestens seit 2015, seit sich die Balkanroute mit Flüchtlingen füllte, geht in Österreich wieder eine Art diffuse Urangst um, von fremden Horden aus dem Osten überrannt oder kulturell verwässert zu werden.

Es geht dabei zu wie auf einer emotionalen Achterbahn: Die Nation, die heute wie ein heiliges Ding bei jedem Schützenfest herumgetragen wird, war in Österreich lange Zeit weder Thema noch Leidenschaft. Haider durfte noch die Ungeheuerlichkeit aussprechen, dass Deutsch-Österreich eine »Missgeburt« sei. Und zu einer Idee von sich fand das Land vielleicht zum ersten Mal, als die Österreicher die Deutschen bei der Fußball-WM 1978 im argentinischen Córdoba mit 3:2 besiegten. Es war für Österreich, was für Deutschland 1954 ist, ein Gefühl des Wir-sind-schließlich-auch-Wer.

Wer sich umtut in Österreich, dem begegnen häufig Größenwahn und Minderwertigkeitsgefühle, gleichwertig, gleichzeitig. Wenn Kanzler Kurz nun durch Europa tourt, Merkel trifft, in Brüssel auftritt, in Berlin, wenn er in Linz die CSU-Spitze empfängt, wirkt das heimische Presseecho manchmal so, als hätte ein Gigant die Weltbühne betreten, ausersehen, Geschichte zu schreiben. Und wenn Kurz zu Gast ist im »ZDF-Morgenmagazin« oder im ARD-Nachtprogramm bei Maischberger, dann wird das in der »Kronen Zeitung« untertänigst dargestellt als die höchste denkbare Ehre, die einem Staatsgast in Deutschland widerfahren kann.

Wenn alles nur ein Roman wäre, würde eine Schlüsselszene zweifellos auf dem Küniglberg im Westen Wiens spielen, wo der Österreichische Rundfunk seine Zentrale hat. Hier machen sie alle früher oder später Station, und keine Politikerin von Rang, kein Mächtiger hätte nicht schon vor Armin Wolf gestanden, dem Moderator der Sendung »Zeit im Bild«, kurz: ZIB, das ist die österreichische Version des »heute-journals« oder der »Tagesthemen«.

**Wolf ist nicht nur in seiner Heimat ein Star**, er hat für seine Arbeit auch den – deutschen – Hanns-Joachim-Friedrichs- und den Grimme-Preis bekommen, und das völlig zu Recht. Alle von ihm geleiteten Sendungen sind gut moderiert, und vor allem ist jedes von ihm geführte Interview spannend. In jedem Gespräch kommt der



# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Moment, in dem der Wolf zuschnappt, in dem er seine Gäste überrascht mit einem entlegenen Faktum, einem Widerspruch, einer Falschaussage von vorgestern, und in jedem zweiten Gespräch gelingt es ihm, die Interviewten derart zu destabilisieren, dass sie sich verplappern. Es ist mehr als Handwerk, es ist manchmal Kunst.

Auge in Auge ist Armin Wolf ein freundlicher, bescheidener Kollege, seit über 30 Jahren beim ORF, der keinen Wind darum macht, mehr als 400 000 Follower auf Twitter zu haben, 300 000 auch auf Facebook. Es hilft ja auch nichts. Der öffentlich-rechtliche Rundfunk Marke ORF steht zur Debatte, womöglich zur Disposition. Seit dem Regierungswechsel nehmen die Attacken zu, von vielen Dächern wird gegen den »links unterwanderten Staatsfunk« gepfiffen, gegen die »Zwangsgebühren«, ein Volksbegehren wurde versucht, und die Regierungspartei FPÖ lässt keine Gelegenheit aus, Zweifel an der Qualität des ORF zu säen.

Das Problem sei, sagt Wolf, dass die Forderung nach einer Abschaffung der Rundfunkgebühren das Einzige sei, womit die FPÖ habe punkten können. Er sitzt beim Kaffee in der Kantine der ORF-Zentrale, die den Charme einer lange nicht renovierten Autobahnraststätte hat. Am Eingang steht ein Musterteller mit dem Tagesessen, am Nebentisch unterhalten sich Techniker in einer Lautstärke, als müssten sie einen Presslufthammer übertönen. Wolf schlägt vor, sich umzusetzen, in eine stillere Ecke. Es gibt Momente, da wirkt er erschöpft.

Einmal im Fasching hat sich der amtierende Vizekanzler von der FPÖ einen »Scherz« erlaubt und ein verfälschtes Werbeplakat des ORF auf seiner Facebook-Seite gepostet. Das Plakat zeigte Armin Wolf in seinem Fernsehstudio, in Werbeoptik, allerdings mit dem Text: »Es gibt einen Ort, an dem Lügen zu Nachrichten werden. Das ist der ORF.« Der Moderator hat den Vizekanzler daraufhin verklagt, und es kam ein Vergleich dabei heraus. Sein mächtiger Feind von der FPÖ musste sich öffentlich entschuldigen, und zwar per Anzeige in der »Kronen Zeitung«. Es ist alles Realsatire, aber keine lustige, der Geschmack ist eher bitter.

**Die FPÖ und ihre Anhänger führen einen regelrechten Kleinkrieg** gegen die Pressefreiheit, gegen alle Meinungen, die ihr nicht in den Kram passen, es erinnert an Trumps Twittergewitter. Die Rechten haben sich das Argument geschnitzt, scharfe Kritik an ihrer Regierung sei eine unzulässige Ausnutzung der Pressefreiheit. Darauf

muss man auch erst einmal kommen. Armin Wolf sagt zum Vorwurf, der ORF berichte nicht neutral: »Ich denke, es besteht ein natürliches Spannungsverhältnis zwischen seriösem Journalismus, dem es um Differenzierung geht, und populistischer Politik, der es um Emotionen geht.« Er verzieht bei diesen Worten keine Miene. Wie im Studio, wenn er zuschnappt.

Populisten sind an der Macht in Österreich, aber es fällt noch schwer zu definieren, was genau das heißt. Der Ton ist rauer geworden, nicht nur im Parlament. Es fühlen sich jetzt Leute, die politisch nie weiter engagiert waren, aufgerufen, Stellung zu beziehen, die »Omas gegen rechts« sind so ein neuer Verein, auch Junge und Mittelalte, Wirte und Sportler, Hausmeister und Künstler fühlen den Drang, den eigenen Standort zu bestimmen und für eigene Anschauungen zu streiten. Nur schlecht und schrecklich ist das nicht für eine Gesellschaft, die jahrzehntelang von einem doch sehr selbstzufriedenen Politikbetrieb ins Glück verwaltet werden sollte.

»Österreich liegt auf der Erdbebennarbe unserer Zeit«, sagt Stefan Apfl, ein junger, ernster Mensch, Chefredakteur des kleinen, feinen Monatsmagazins »Datum«. Auch Apfl ist, auf seine Weise, Generation Haider, er war Schüler, als der legendäre FPÖ-Chef den alten Politikbetrieb aufbrach. Mittlerweile sei aber nicht nur der Politikbetrieb, sondern der ganze Deal der Nachkriegszeit geplatzt, der darin bestanden habe, dass jeder und jede vom Staat mit Wohnung, Job und Freizeit versorgt werde. »Diese Versorgungskette, die funktioniert hat, ist gebrochen«, sagt Apfl, »die schließt sich auch nicht wieder. Und jetzt müssen die Lücken geschlossen werden, zum Beispiel mit Fremdenfeindlichkeit.«

Und mit ganz viel Heimat. Wer in Bregenz oder Innsbruck, in Salzburg oder Klagenfurt, in Graz oder Wien an einem beliebigen Werktag morgens den Fernseher einschaltet, stößt unweigerlich auf die Sendung »Guten Morgen Österreich« im ORF.

Gesendet wird aus einem mobilen Studio, das im Lauf des Jahres einmal durchs ganze Land geschleppt wird und täglich in einem anderen Dorf haltmacht. Auf den Marktplätzen spielen dann Kapellen auf, kräuterkundige Menschen werden gehört, Mehlspeisenköche, es gibt Gartentipps und Zaubertricks, und die ORF-Leute achten darauf, dass kein böses Wort fällt.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

**Zwischendurch werden, zu Pop- und Schlagermusik,** die Bilder von den Webcams auf den heimischen Gipfeln gesendet, Panoramen von Gamskogel und Kitzsteinhorn, vom Kasberg, vom Arlberg, vom Wildkogel, und es kann einem dann manchmal so vorkommen, in Österreich, als fühlten sich seine Einwohner gar nicht selten wie Touristen im eigenen Land.

Oder wie Zuschauer ihrer selbst, wie im Wiener Raimundtheater, wo sie ein patriotisches Singspiel auf die Bühne gebracht haben. In Bussen kommen die Einheimischen, wenn Abend für Abend die Geschichte einer in Hollywood berühmt gewordenen Österreicherin auf Heimatbesuch erzählt wird, die zwischen Grandhotel, Opernball und Alpenglügen nicht nur den Mann fürs Leben, sondern vor allem auch ihre verschüttete Liebe zum Vaterland wiederfindet. Der emotionale Höhepunkt des Musicals wird erreicht, wenn die schöne Heldin, nach einem zarten Jodler, zum titelgebenden Song ansetzt: »I Am from Austria«.

Der Text ist nicht leicht zu zitieren, weil Dialekt gesungen wird, es geht darum, dass einem die Heimat das Eis von der Seele schmelzen lässt, solche Sachen, und dass der Neid den Störchen gilt, mit denen man zu gern flöge, als Österreicher über Österreich. Das kann man als Kitsch abtun, aber es ist zur inoffiziellen Hymne des Landes geworden, 1989 geschrieben vom zumindest im Alpenraum weltberühmten Reinhard Fendrich.

Das zugehörige Video zeigte Fendrich damals mit Gitarre lässig ans Gipfelkreuz des Großglockners gelehnt, und von dort erreichte sein modernes Volkslied schnell alle Täler zwischen Bregenz am Bodensee und Hainburg an der Donau. Unweigerlich wird es heute angestimmt, wenn heimische Sportler siegen, wenn der Fußball rollt und wenn Kegel- und andere Brüder ein paar Gläser über den Durst getrunken haben.

Der letzte, vielleicht entscheidende Wahlwerbespot des amtierenden Bundespräsidenten Alexander Van der Bellen war mit »I Am from Austria« unterlegt, und Van der Bellen siegte nur haarscharf gegen seinen Mitbewerber von der FPÖ. Das kleine Lied sagt also viel, erst recht wenn man seine Entstehungsgeschichte bedenkt.

**Als »I Am from Austria«** geschrieben wurde, in den Achtzigerjahren, wütete in Österreich gerade ein politischer Skandal, der als Waldheim-Affäre in die Geschichte

inging. Im Zentrum stand Kurt Waldheim, ehemem Uno-Generalsekretär, der in der Heimat Staatspräsident werden wollte, obwohl er – aus der Kriegs- und Nazizeit – mehr Schuld auf dem Gewissen hatte, als er selbst und seine Landsleute wahrhaben wollten. Sein Wahlkampf lief unter dem Slogan: »Jetzt erst recht!«

Reinhard Fendrich litt am unschönen Bild seiner Heimat in der Welt. Und gegen den Eindruck, dass alle Österreicher unverbesserliche Nazis seien, wollte er ansingen. Wollte kundtun, auf populäre Art und Weise, dass es auch gute, saubere Gründe gebe, das schöne Land zu lieben.

Der Nerv, den er damals traf, zuckt bis heute. Und er liegt, in diesen Zeiten, wieder blank und tut sehr weh.

## Wir waren wie Brüder

*Unser Autor ist vor Neonazis weggelaufen und war mit Rechten befreundet. In den neunziger Jahren in Ostdeutschland ging das zusammen. Wenn er heute in Chemnitz Männer um die vierzig sieht, die Hitlergrüße zeigen, dann fragt er sich: Was habt ihr mit mir zu tun? Und ich mit euch?*

Von Daniel Schulz, taz.die tageszeitung, 29.09.2018

Die eigene Hässlichkeit kann ein Rausch sein. Wenn man sie umarmt und das Grauen in den Gesichtern derer sieht, die einen beobachten und verachten, aber sich nicht an einen herantrauen, dann strömt Macht durch die Adern wie elektrischer Strom.

Als ich bei über hundert Kilometern pro Stunde einem BMW hinter uns auf die Motorhaube pisse, spüre ich diese Macht. Als ich da im Dachfenster stehe, die Hose bis zu den Oberschenkeln heruntergelassen, sehe ich das große weiße Gesicht des Fahrers: Die Augen geweitet, vor Schreck, Entsetzen, Empörung, bläht es sich auf wie ein Ballon, ich würde gern mit einer Nadel hineinstechen.

Ich bin neunzehn, ich bin zehn Meter groß und acht Meter breit, ich bin unverwundbar.

Als am 27. August 2018 Männer meiner Generation, so um die vierzig, in Chemnitz einen „Trauermarsch“ veranstalten und einige ihre nackten Hintern in die Kameras halten, wie man es bei YouTube sehen kann, denke ich an meine Autobahnfahrt. Als schwere Männer Hitlergrüße zeigen und Menschen angreifen, deren Hautfarbe ihnen nicht passt, als die Polizisten nicht einschreiten, bin ich paralysiert, als würde etwas Dunkles hochkommen, von dem ich dachte, ich hätte es hinter mir gelassen. Aber ich erinnere mich auch an diesen Machtausch, den Kick, wenn du jemandem klarmachst: Regeln? Und was, wenn ich auf deine Regeln scheiße, mein Freund? Was dann?

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Ich sehe Chemnitz und frage mich: Was habt ihr mit mir zu tun? Was ich mit euch?

Zum Tag der Deutschen Einheit wird es wieder die geben, die erzählen, warum die Wiedervereinigung eine Erfolgsgeschichte ist. Schon das Wort „Wiedervereinigung“ ist eine Lüge, werden die anderen sagen, die vor allem sehen, was verloren ging: Betriebe, Selbstachtung, ganze Leben. Gerade sind die besonders gut zu hören, die sagen: Erkennt endlich die Leistungen derjenigen an, die sich eine neue Welt aufbauen mussten. Die auch oft sagen: Lasst mich in Ruhe mit den Opfergeschichten, wir sind stolz auf das, was wir geschafft haben, selbst wenn wir gescheitert sind.

Gerade, fast dreißig Jahre nach der Wende, erzählt die Generation meiner Eltern und Großeltern ihre Geschichten. Nicht das erste Mal, aber es scheint die richtige Zeit zu sein. Die sächsische Staatsministerin für Integration, Petra Köpping, hat einige dieser Geschichten aufgeschrieben in ihrem Buch „Integriert doch erst mal uns!“ und sie füllt in Ostdeutschland zur Zeit jedes Haus.

Es geht viel um verlorene Arbeitsplätze und ja, das klingt hübsch technisch, wie ein leicht lösbares Problem. Aber in diesem preußischen Vollbeschäftigungsstaat namens DDR, in dem Arbeit gleich Lebenssinn war und die wenigen, die keine Jobs hatten, „Assis“ gerufen wurden, bedeutete das eben auch: Kollegen, Brüder, Ehemänner, die sich erhängten, Geschwister und Cousins, die sich langsam zu Tode sofften, Familien, in denen es erst heiß aufwallte wie in einem Vulkan, weil einer jetzt mehr hatte als die anderen und dann erstarrte alles zu einer toten Landschaft kalter Schlacke. Frauen, die so sehr anpackten, um sich, ihre Männer und ihre Kinder durchzubringen, bis nichts mehr von ihnen übrig blieb als der Wille „es zu schaffen“.

Ist da noch Platz für die Erzählungen der 90er Jahre aus der Sicht derjenigen, die beim Fall der Mauer zu alt waren, um nichts von der Vergangenheit mitbekommen zu haben, aber zu jung um mitzureden, wie die Zukunft aussehen sollte? Über das Jahrzehnt, in dem auch die Menschen aufgewachsen sind, die heute Hitlergrüße zeigen und brüllen?

„Mit den 90er Jahren verbinde ich persönliche Erlebnisse, die derzeit wieder hochkommen“, sagt Manja Präkels, „und wenn ich im Land unterwegs bin, sehe ich

jetzt oft genau die Leute bei der AfD wieder, die sich als Sieger der Kämpfe der 90er Jahre begreifen.“

Präkels hat das Buch „Als ich mit Hitler Schnapskirschen aß“ geschrieben, über die letzten Tage der DDR und das barbarische Jahrzehnt, das Ostdeutschland danach erlebte. Präkels ist 1974 geboren und in Zehdenick aufgewachsen, einer Stadt nördlich von Berlin. Ihr Buch ist neben „Oder Florida“ von Christian Bangel der zweite Roman mit autobiografischen Zügen, der im vergangenen Jahr erschienen ist und vom Ostdeutschland der 90er Jahre handelt.

Ich habe sie angerufen, um sie zu fragen, ob auch sie sich an damals erinnert fühlt, wenn sie die Bilder aus Chemnitz und Köthen sieht. Sie sagt, wenn sie auf Lesereisen unterwegs sei oder bei Tagungen, dann treffe sie auf Rechtsextreme, die angetrieben sind von dem, was sie damals erreicht haben in Rostock-Lichtenhagen und bei den vielen kleineren Feuern, die kaum jemand sah. „Sie begreifen sich als Sieger dieser Kämpfe“, sagt Präkels, „weil nichtweiße Menschen damals aus Ostdeutschland abtransportiert worden sind. Das hat die Gewalt jener Jahre in ihren Augen nachträglich legitimiert.“

Wann fängt man also eine Geschichte über damals an? Für mich begann es nicht 1989. Für mich begann es in der DDR.

In der zweiten Klasse malt Ricardo mit dem Bleistift ein Hakenkreuz auf die Schulbank. An sich nichts Besonderes, auch ich habe das schon gemacht, einmal an einem Junitag 1987, während ich in mein Diktatheft krakele: „Heute kommt unsere Mutter spät nach Hause. Wir wollen helfen.“ Hakenkreuze malen ist das Verbotenste, was ich mir vorstellen kann. Jedes Mal brüllt ein kleines Tier in meinem Brustkasten seine Freude darüber hinaus, nicht erwischt worden zu sein. Die Kunst ist, aus dem Hakenkreuz gleich wieder ein kleines Fenster zu machen, bevor einen jemand sieht.

Aber Ricardo ist zu langsam gewesen oder vielleicht hat er vergessen, die Striche weiter zu ziehen, ich sehe es, zwei Freunde sehen es, wir nehmen ihn uns vor, als die Lehrerin nicht im Klassenzimmer ist. Es ihr zu sagen, geht nicht. Eine Petze zu sein, war schlimmer als alles andere. Wir müssen das unter uns regeln.

„Du weißt, dass das falsch war?“, frage ich.

Er heult. Er ist schwerer als ich und größer, aber er versucht nichts, zwei andere Jungs aus der Klasse stehen neben ihm. „Nimm die Brille ab“, sage ich. Ricardo heult noch ein bisschen mehr, er fleht mit großen Augen und ja, na klar, wohnen wir im gleichen Block und ja, wir wollen uns am Nachmittag wieder beim Sandkasten vor dem Haus treffen, aber erst einmal muss das hier erledigt werden.

Der im sozialistischen Jugoslawien geborene Schriftsteller Tijan Sila hat dieses Verhalten von Jungen in seinem Buch „Tierchen Unlimited“ so beschrieben: „Die Erziehung von Grundschulern sollte das Ethos der Partei spiegeln, und das erschloss sich mir damals nur in Gegensätzen: oben ein kaltes, appolinisches Gesicht, das Keuschheit, Nüchternheit und Leidensfähigkeit forderte, und darunter ein triebhafter, dämonischer Torso, der Härte, Kampf, Rivalität oder Opfer gut fand.“ Vielleicht blieb dieser Torso übrig, als der Kopf mitsamt der DDR verging.

Ums Kämpfen ging es in der DDR oft, die größten Kämpfer waren die, die nicht mehr lebten: die kommunistischen Antifaschisten, die in den Lagern gestorben waren, damit wir es besser hatten. Von Wandbildern und aus unseren Schulbüchern blickten uns muskulöse weiße Männer an. Von den Juden erzählten unsere Lehrerinnen nur, dass die Nationalsozialisten sie umgebracht hatten. Gekämpft hatten sie jedenfalls nicht.

Auf dem Nachhauseweg von der Schule erzählen wir Jungs uns Judenwitze. Zu viert oder zu fünft laufen wir über Kopfsteinpflaster und schwarzen Sand nach Hause, am Friedhof und an der Kneipe vorbei hin zu den vier Neubaublöcken am Rande des Dorfes.

Einer fragt: „Was ist der Hauptgewinn in der KZ-Lotterie?“

Ich sage: „Kenn ich doch schon. Eine Platzkarte in der Gaskammer.“

Später habe ich unsere Witze in dem Buch „Das hat's bei uns nicht gegeben!“ wiedergefunden. Veröffentlicht hat es vor einigen Jahren die Amadeu Antonio Stiftung, benannt nach einem angolanischen Vertragsarbeiter, den junge Männer 1990 in Eberswalde so lange schlugen, bis er ins Koma fiel und später starb.

Woher wir unser Witze hatten, weiß ich nicht mehr. Es hätte sie gar nicht geben dürfen. In der Verfassung der DDR stand, der Faschismus sei besiegt. Und weil er nun einmal besiegt war, durfte er nicht existieren. Die Staatssicherheit, das lässt sich in dem



Buch der Stiftung ebenso nachlesen wie in den Berichten des Geheimdienstes selbst, nannte Hakenkreuze auf jüdischen Friedhöfen und Neonazis, die andere Menschen zusammenschlugen, „Rowdytum“ und tat so, als gäbe es keinen politischen Hintergrund. Punks und alle, die anders aussahen als sich die sozialistische Elite ihre Bürger vorstellte, verfolgten Geheimdienst und Polizei dagegen hart als Auswüchse einer Dekadenz, die nur aus dem Westen kommen konnte.

Daran knüpft die AfD heute an. Die Partei setzt wie keine andere darauf, eine ostdeutsche Identität zu feiern und zu fördern. In Wahlkämpfen und Reden umwerben ihre Politiker die Menschen damit, wie fein deutsch und wenig verfremdet es in Ostdeutschland so zugehe. Und die Erzählung vom unpolitischen Rowdytum scheint bei vielen Polizisten ebenfalls heute noch zu funktionieren.

War das in der Bundesrepublik denn besser? Klassische Frage, die immer kommt, wenn man etwas über die DDR schreibt. Vielleicht ließe sich sagen, es gab in Westdeutschland wenigstens die Chance auf ein öffentliches Gespräch. In der DDR lief so eine Serie wie „Holocaust“ nicht im Fernsehen, die Leute konnten danach nicht darüber reden, sich aufregen oder weinen – zu Hause, in der Kneipe, im Bus. Und bei allem Verständnis für den Willen, sich von Westdeutschen nicht mehr das eigene Leben ausdeuten zu lassen: Ist es wichtiger, das Andenken an die DDR zu retten oder sich Gedanken darüber zu machen, warum die eigenen Kinder von Nazis gejagt werden oder selbst andere jagen?

Nach dem Überfall von Neonazis auf ein Punk-Konzert in der Ostberliner Zionskirche 1987 wollte das Zentralkomitee der SED dann doch einmal die neonazistischen Umtriebe untersuchen. Die Forscher registrierten 1988 bis zu 500 Taten aus dem rechtsextremen Milieu pro Monat. Die Ergebnisse verschreckten die Machthaber so sehr, dass sie sie gleich wieder wegschlossen. Der Oberstleutnant der Kriminalpolizei, der das Team geleitet hatte, wurde ab da von der Stasi beobachtet.

Wir lesen „Pawel“ in der vierten Klasse. Wir haben das grüne Schulbuch vor uns auf dem Tisch liegen, wir lesen abwechselnd ein paar Sätze vor. Ein Leutnant der Wehrmacht sitzt am Rande eines brennenden sowjetischen Dorfes und sieht einen spielenden Jungen. Er denkt: „Worin besteht der Unterschied zwischen diesem und einem deutschen Kind?“ Er rettet den Jungen vor dem heranrasenden Auto eines

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Feldwebels, sie fliehen zusammen zu sowjetischen Soldaten und der Leutnant kehrt an der Seite der Roten Armee nach Deutschland zurück. Fünfeinhalb Seiten dauert die Transformation des Nazi-Offiziers zum Kommunisten und sie beschreibt in ihrer kindgerechten Kürze recht gut den antifaschistischen Mythos der DDR. Der Staat musste ein paar Verführer bestrafen, den großen Teil seiner Bürger konnte er dann, ohne groß über die Vergangenheit zu reden, zum Aufbau des neuen Staates einsetzen.

Zugleich wussten wir wenig vom Fremden. Selbst unsere angeblichen Brüder kannten wir nicht. „Wir zeigen unsere freundschaftliche Verbundenheit mit dem Sowjetvolk“, schreibe ich am 8. Mai in meinen Heimatkundehefter. Aber wir sehen sie kaum, obwohl viele Kasernen gar nicht so weit weg sind. Manchmal marschiert ein Trupp mit Kalaschnikows auf dem Rücken an unserem Kindergarten vorbei und wir drücken uns an den Zaun und sehen ihnen nach. „Scheißrussen“, sagt ein Junge neben mir, und als ich ihn frage warum, sagt er: „Wenn der blöde Hitler unsere Wehrmacht nicht kaputt gemacht hätte, wären die jetzt nicht hier.“ Das hatte ihm jedenfalls sein Vater erzählt.

Wir wussten nicht, wer die Juden waren. Wir wussten nicht, wer die Russen waren. Wer die Nazis waren, wussten wir. Der Nazi war einer, der aus dem Westen kam. Der Kapitalismus galt als Vorstufe des Faschismus, und tatsächlich saßen ja noch alte Nazi-Eliten auf genügend Machtpositionen, um die als Beweis zu präsentieren. Als die Staatssicherheit 1960 im Bezirk Rostock eine „Aufstellung über Hakenkreuzschmierereien“ mit über fünfzig Delikten erstellte, sagte der Leiter der Bezirksverwaltung, diese seien „Teil der Provokation aus Westdeutschland“. In „Käuzchenkuhle“, einem der bekanntesten Jugendbücher der DDR, löst ein Junge zusammen mit seinen Freunden einen Kriminalfall, bei dem „der Fremde“, ein ehemaliger SS-Mann aus Westdeutschland, zurückkehrt, um alte Nazi-Raubkunst zu bergen. Noch 2006 erklärte mir der SPD-Innenminister eines ostdeutschen Bundeslandes vor einem Interview, das Naziproblem käme aus dem Westen und, nein, in der DDR habe es das nicht gegeben.

Der Fall der Mauer brach mir das Herz. Ich hatte Angst vor dem Westen, vor den Faschisten, einfach davor, dass alles, was ich kannte, kaputt gehen könnte.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Die Erwachsenen rührten keinen Finger. Sie saßen vor dem Fernseher und sahen sich Demonstrationen an. Sie unterrichteten uns weiter in der Schule, als sei alles völlig normal. Dass wir wirtschaftlich keine Chance hatten, war mir ja klar, jeder Junge, der wusste, wo die Matchboxautos herkamen, begriff das. Aber mein Vater war Oberstleutnant der verdammten Nationalen Volksarmee, er hatte mal dreißig Panzer kommandiert, wo waren die denn jetzt?

Ich wollte eine chinesische Lösung, ich wollte Tiananmen-Platz in Berlin und Leipzig. Als mein Vater, der Feigling, nicht loszog, um die Irren da draußen zu stoppen, überlegte ich, wie ich ihm seine Makarow-Dienstpistole klauen könnte. Mein Plan war, in Westberlin ein paar Leute zu erschießen und einen Krieg zu provozieren. Denn den, da war ich mir sicher, den würden wir gewinnen.

Wir fuhren mit dem Begrüßungsgeld nach Berlin-Spandau. Bei Karstadt kaufte ich mir ein Telespiel, einen kleinen blauen Computer, mit dem ich Eishockey zocken konnte.

Mit jedem neuen Level wurde der Puck schneller und schwieriger zu erreichen. Es fing mit Piep – piep – piep an und steigerte sich pieppiep pieppiep pieppiep bis zu pipipipipip. Wie hypnotisiert starrte ich auf die kleine blinkende Scheibe, bis die Welt um mich herum nur noch gedämpft zu hören war, wie hinter Watte. Die Erwachsenen hatten mich verraten, ich hatte mich für ein Computerspiel verkauft. Ich war wütend, aber ich hatte keine Ahnung auf wen.

„Du warst im HJ-Modus“, hat zwei Jahrzehnte später ein Freund zu mir gesagt, „wie die Hitlerjungen beim Volkssturm“. Da wohnte ich schon lange in Berlin. Er hatte in den Jugoslawien-Kriegen genügend Jungen gesehen, die für Wut, Angst und Ohnmacht ähnlich der meinen gestorben waren.

In der zweiten Klasse sangen wir: „Soldaten sind vorbeimarschiert, die ganze Kompanie. Und wenn wir groß sind, wollen wir Soldat sein so wie sie.“ In unserem Musikbuch standen Lieder über den Frieden auf der Welt und „Ein Männlein steht im Walde ganz still und stumm.“ Aber eben auch: „Mein Bruder ist Soldat im großen Panzerwagen, und stolz darf ich es sagen: Mein Bruder schützt den Staat.“

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Vor wem der große Bruder uns schützte, war klar: Vor dem Westen. Aber niemand schützte mich jetzt. Kämpfen wollte ich, aber gegen wen? Wohin fliegt eine Rakete mit einem Freund-Feind-Zielsystem, wenn die eigenen Eltern zum Gegner übergelaufen sind?

War ich der einzige, dem es so ging? Ich weiß es nicht, ich habe mich mit Freunden nie darüber unterhalten.

Der Zerfall beginnt im Fernsehen. Ich sehe weinende Menschen, starre Menschen, graue Menschen, meistens vor irgendwelchen Schornsteinen oder Werktoeren und immer macht irgendetwas zu. Dann zerfallen die Männer auf dem Dorf. Wenn ich von der Schule komme, sitzen sie an den Garagen. Sie haben früher Kräne gefahren, große russische Traktoren und Mähdrescher. Jetzt erzählen sie sich Witze über ihre Frauen, die mit irgendwelchen Putzjobs oder Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen versuchen, die Familien über Wasser zu halten. Sie sagen: „Die Alte nervt“. Dann trinken sie noch einen Schnaps. Oft reden sie gar nicht.

In den Zeitungen, im Radio, im Fernsehen lesen, sehen und hören wir die passenden Botschaften dazu. Ostdeutsche sind zu doof, sich in der neuen Welt zurecht zu finden. Ostdeutsche sind faul. Ostdeutsche sind betrunken. Erst schäme ich mich noch, dann schaue ich der geworfenen Scheiße belustigt beim Fliegen zu und noch später bin ich stolz darauf, dass „wir“ härter sind als die so leicht zu schockierenden Wessis, die ihr ganzes Leben als Kausalzusammenhang erzählen können, in dem es für alles einen guten Grund und keine dunklen Flecken gibt. Es kann auf eine dämonische Art befreiend sein, wenn von dir und den Leuten um dich herum nur noch das Schlechteste erwartet wird. Als Zwölf- oder Dreizehnjähriger sehe ich das noch nicht, ich sehe nur die Männer in ihren Garagen und ich sehe meine Zukunft.

Mein Vater trinkt dort nicht. Die Bundeswehr hat ihn übernommen. Im Frühjahr 1992 werden sie bei der Kontrolle eines sowjetischen Stützpunkts beschossen. Mein Vater verlässt die Armee und verkauft später Versicherungen. So wie viele andere Männer aus der Polizei, dem Ministerium für Staatssicherheit und der Nationalen Volksarmee. Ein Abstieg war es, aber er war nicht so hart.

Im Fernsehen sieht man Häuser brennen, in denen vietnamesische Vertragsarbeiter leben. Man sieht Männer, die mit Gehwegplatten auf Menschen werfen. Ich sehe, wie die Polizisten verloren vor der Meute stehen. Ich sehe, wie sie zurückweichen.

„Offenbar ist vielen im Westen nicht klar, dass in Ostdeutschland zwei Generationenkohorten existieren, deren kollektive politische Erfahrung sich daraus speist, ein politisches System gestürzt und anschließend den neuen Staat in Hoyerswerda und Rostock gezwungen zu haben, vor ihrem rassistisch motivierten Willen zurückzuweichen.“ Das schreibt der Rechtsextremismus-Experte David Begrich nach den Märschen von Chemnitz in einem Text, den viele auf Facebook teilen. Begrich war damals in Rostock-Lichtenhagen, er war einer derjenigen, auf den die grölenden Männer Gehwegplatten warfen.

Bis Ende der 90er Jahre weicht dieser neue Staat zurück – in den Kleinstädten und Dörfern. Viele Menschen, die so alt sind wie ich, rechnen nicht mehr mit ihm. Wir sehen alle dasselbe: Es kommen keine Polizisten, wenn dreißig Kahlrasierte vor einem Jugendklub auftauchen und Leute vermöbeln oder sie kommen nur zu zweit und bleiben dann in ihren Autos sitzen. Was sollen sie machen? Selbst verdroschen werden? Das passiert manchmal auch.

Die große Macht der Volkspolizisten ist ebenso gebrochen wie die unserer Lehrerinnen. In der DDR konnten diese Autoritäten noch im Alleingang ganze Biografien versauen – du darfst studieren und du nicht – und jetzt lachen wir sie aus, wenn sie vor uns stehen. Wir lachen, bis sie heulen. Sie haben Angst vor der neuen freien deutschen Jugend.

Heute bin ich öfter in osteuropäischen Staaten unterwegs, die früher ebenfalls sozialistisch waren. Wenn ich dort mit Leuten meines Alters über die Brüche der Neunziger rede, die Barbarei, die Entgrenzungen, die sie oft härter und krasser beschreiben, weil es dort härter und krasser war als in Deutschland, dann finde ich bei ihnen ein Verhältnis zur Polizei, was mich an meines damals erinnert: irgendetwas zwischen Furcht und Verachtung.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Und natürlich sind das heute nicht die 90er, der neue Staat hat sich konsolidiert. Aber wenn wie in Chemnitz dann doch zu wenige Polizisten dort stehen, wenn Beamte in Köthen eine rechtsextreme Rednerin bei ihren Vergasungs- und Mordfantasien nur filmen, statt sofort in die Demo zu gehen, dann bestärkt das Nazis wie ihre Gegner in dem, was sie gelernt haben: Der Staat weicht zurück.

Nach dem Mauerfall lernte ich noch etwas, in den folgenden Jahren, als die Liste der Toten immer länger wurde: Du kannst sterben, ganz leicht. Wenn in einer Horde von Nazis nur ein Psycho dabei ist, nur einer, dem deine Fresse nicht gefällt und der dann nicht aufhören kann, dann bist du tot. Manche Bekannte bildeten sich ein, sicher zu sein, weil sie weiß waren. Sie glaubten, sich verstecken zu können. Aber wer anders ist und wer nicht, das legst nicht du selbst fest, sondern der Nazi. Es starben Mahmud Azhar und Farid Guendoul ebenso wie Wolfgang Auch und Horst Hennersdorf.

Als ich dem Hass zum ersten Mal persönlich begegne, bin ich elf oder zwölf Jahre alt. Meine Mutter arbeitet noch immer als Agrochemikerin, sie berechnet, wie viel Dünger das gelbe Streuflugzeug auf die Felder um unser Dorf herunterfallen lässt. Der Pilot dieses Flugzeuges sitzt eines Tages bei uns im Wohnzimmer auf einem brauen Stoffsessel, er wartet auf meine Mutter und ich frage ihn, weil ich ihn mag, weil ich ihn cool finde, ich meine, er ist schließlich Pilot, jedenfalls frage ich ihn, wie es denn jetzt für ihn weitergeht. Und er erzählt von den „Wallstreetjuden“, die das alles zu verantworten hätten, er wird lauter, erregter, brennende Röte erst am Hals, dann im Gesicht. Ich weiß das noch so genau, weil ich mit dem Wort „Wallstreet“ nichts anfangen kann und Juden, denke ich, gibt es doch bei uns gar keine. Der Mann überrollt mich mit einer Wut, von der ich weder die Quelle kenne noch das Ziel.

Neue Regeln. Ich hätte sie gerne gelernt, wenn ich denn welche begriffen hätte. Ist es besser, den Bus zu nehmen, aus dem man nicht mehr rauskommt, wenn Glatzen einsteigen? Oder besser laufen oder Fahrrad, aber dann bist du zu langsam, wenn sie dich mit dem Auto jagen? Auch andere versuchten, die neue Welt zu ordnen: Die Kreisstadt ist rechts, die Dörfer sind links. Aber diese Ordnung zerbröselte sofort wieder, wenn fünfzehn, zwanzig, dreißig Nazis ein Dorffest aufmischten.

Viele Glatzen kamen aus großen Familien, die lebten in ihren Häusern inmitten von Hitlerbüsten und Reichskriegsflaggen. Die Clan-Söhne mit den Namen, die man

fürchten musste, waren vier bis acht Jahre älter als ich. Mit ihren tiefergelegten Golfs oder zu Fuß patrouillierten sie durch die Stadt. Wen sie verschonten und wen sie sich vornahmen, folgte einem Kodex, den vor allem sie selbst verstanden. Wenn sie jemanden aus DDR-Zeiten kannten, aus der Schule, konnte das gut sein. Oder eben besonders schlecht, wenn sie ihn schon damals nicht mochten. Bunte Haare waren scheiße, lange auch. Aber wer aus der Kreisstadt kam, die übrigens Mitte der Neunziger zur Kleinstadt degradiert wurde, der war auch mit langen Haaren an einem Abend okay, und man mischte lieber eine andere Nazi-Gang auf, weil die vom Dorf nebenan war und „sich hier breit gemacht hatte“.

In den 90er Jahren habe ich diese Zusammenhänge nur vage begriffen. Vieles habe ich erst bei Gesprächen für diesen Text erfahren. Ich kannte keinen der wichtigen Nazis, ich kam vom Dorf, ich war weit entfernt vom Zentrum der Macht. Ich konnte nicht zwischen denen unterscheiden, gegen die ich mich vielleicht hätte wehren können, ohne dass gleich fünf Mann auf die Suche gingen, und denen, die Lebensgefahr bedeuteten.

Mir passierten einfach Dinge.

Ich sitze im Bus, drei Glatzen steigen ein, ohne zu bezahlen. Sie laufen nach hinten durch, ich tue so, als würde ich lesen. Sie laufen an mir vorbei, plötzlich ist es nass in meinem Gesicht. Einer hat mir ins Gesicht gespuckt. Bevor ich das kapiere, drückt mir der kleinste der Typen seinen Daumen in die linke Wange und reibt kräftig, bis mir die Zähne wehtun. „Du musst dich doch saubermachen“, sagt er mit hoher Stimme. „Muss Mutti dir erst bis in den Bus nachlaufen, hm?“ Wahrscheinlich sehe ich aus wie ein Reh im Scheinwerferlicht eines Autos, die drei bepissen sich fast vor Lachen. Die Hand des Kleinen riecht nach altem Tabak.

Als ich die drei Kilometer von der Schule mal nach Hause laufe, hält ein Auto mit quietschenden Reifen neben mir. Ich renne sofort los, rein ins Feld. Hinter mir höre ich es lachen. Ich laufe über zartes Frühlingsgrün, schwere Brocken Matsch kleben an meinen Schuhen und fallen wieder ab. Sie fahren auf der Straße nebenher, rauchen und schauen mir zu. Ein Kilometer vor dem Dorf geben sie Gas und verschwinden.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Der Junge, der in der DDR auf die „Scheißbrussen“ geschimpft hat, erklärt mir die Bordbewaffnung seiner Karre. Er zeigt mir seinen Baseballschläger und wo er die Schreckschusspistole unter dem Beifahrersitz versteckt hat. „Ich fahr nicht mehr unbewaffnet raus“, sagt er, „ich bin doch nicht blöd.“

Wie durch die Milchglasscheibe eines Bahnhofsklos sehe ich die Zeit von 1991 bis 1998. Es fällt mir schwer, mich zu erinnern. Es geht nicht nur mir so. „Manchmal habe ich mich gefragt, ob ich mir die ganzen 90er nur eingebildet habe“, sagt Manja Präkels, als wir uns darüber unterhalten. Sie sagt: „Selbst Freunde, die dabei waren, konnten oder wollten sich nicht mehr erinnern.“

Als Kind war ich noch klein und dick, aber in der Pubertät schieße ich in die Höhe. Genetisch bin ich Nazi, fast 1,90 Meter groß, blond, graublaue Augen. Ich trainiere mit Hanteln. Aber mir fehlt das Schläger-Gen, die Lust am Blut der anderen, ich sehe den Hunger in den Augen der Clan-Söhne und ihrer Handlanger und ich weiß, ich bin Beute. Also versuche ich zu verschwinden, ich trage grau, ich bin ein Mäuschen. Gott, wenn ich doch nur kleiner wäre.

Hatte ich nicht erst gestern noch alles über Ernst Thälmann und seine Genossen gelesen? Wie sie gestorben waren im Kampf gegen den Faschismus? Ich will nicht sterben, ich will nur in Ruhe gelassen werden. Ich schäme mich. Wir schämen uns alle. „Die 90er Jahre sind in Ostdeutschland ein großes Tabu“, sagt Manja Präkels. „Diese Zeit ist mit großer Scham behaftet.“ Jeder hat seinen eigenen Grund dafür. Der eine wird gefeuert und findet nie wieder Arbeit, der nächste steht hinter der Gardine und freut sich heimlich, weil das Asylbewerberheim brennt und ich, ich bin eben ein Feigling.

Es wäre durchaus anders gegangen. Es gab die aufrechten Antifaschisten, die Punks, ich wusste von ihnen, ich sah sie allerdings nie auf der Straße. Frauen, die mit mir zur Schule gingen und mit denen ich für diesen Text gesprochen habe, sagten mir, sie hätten keine Angst gehabt. Eine erzählte mir, die Glatzen aus ihrem Dorf hätten meist versucht, sie zu beeindrucken. Sie sagt auch, sie wüsste nicht, ob die schlimmsten Schläger wirklich Nazis waren. Es war und ist nicht ganz einfach, die Trennlinie zwischen denen zu ziehen, die schlagen wollten und sich dafür eine Rechtfertigung in



# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

„Mein Kampf“ suchten und denen, die schlugen, weil sie es politisch geboten fanden. Gewalt war normal und in dieser Normalität schwammen die Nazis wie Fische im Meer.

Meinen Eltern erzählte ich nichts. Das wäre petzen. Die Jungs haben die Dinge früher unter sich ausgemacht und das sollen sie jetzt auch. Außerdem war mir ja nichts passiert. Kein Zahn ausgeschlagen, alle Augen noch drin, tot war ich auch nicht. Andere haben ihren Vätern und Müttern etwas erzählt, Manja Präkels schreibt darüber in ihrem Buch und sie schreibt auch, was viele Eltern geantwortet haben: Provozier doch nicht!

Die Erwachsenen konnten sich nicht vorstellen, dass die lieben kleinen Ricardos, Michaels und Kais von früher zu Kampfmaschinen mutiert sein sollten. Ich hätte es ihnen auch nicht erklären können. Also beschworen sie eine Parallelwelt herauf. Es gibt kein Problem mit Rechtsextremismus, sagten die Bürgermeister, wenn wieder mal einer verpocht wurde oder starb. Ich fragte mich, wer verrückt ist, die oder ich?

„Über die Eltern brach die Katastrophe herein, die mussten überleben“, sagt Manja Präkels dazu, „und dabei gingen ihnen die Kinder oft verloren.“ Und wenn ständig nur geleugnet werde, wenn sich gegenseitig permanent bestätigt werde, es sei normal, wenn bei den Spielen der A-Jugend das Horst-Wessel-Lied gesungen werde, dann entstehe eine neue Normalität.

Und heute? Ein sächsischer Ministerpräsident, der erst einmal betonen möchte, in Chemnitz sei alles nicht so schlimm gewesen. Ein Verfassungsschutzchef, der in der *Bild* sagt, ein Video von einem Angriff sei veröffentlicht worden, um von einem Mord abzulenken. Welche Realität ist die richtige? Die meisten Menschen glauben einem Ministerpräsidenten mehr als einem Mann, der nicht weiß ist und erzählt, wie er verfolgt wurde.

Ab der siebten Klasse, im Herbst 1991, gehe ich aufs Gymnasium. Meine Freunde vom Dorf treffe ich nur noch selten, ich war jetzt etwas Besseres, zumindest sehen sie das so oder ich denke, dass sie es denken. Ich ziehe mich zurück. Ich habe früher schon gern gelesen, jetzt lese ich eben noch mehr. Kurz vor der Wende sind wir in einen anderen Block gezogen, ich habe ein eigenes Zimmer und muss nicht mehr mit meinem Vater und meiner Mutter in einem Bett schlafen. Das macht es einfacher, mich zu verstecken. Als ich sechzehn Jahre alt bin, kaufen meine Eltern einen Computer und ich

spiele Eishockeymanager. Diese Welten sind vom Draußen unberührt und kontrollierbar. Ab und an gehe ich raus, tauche auf wie ein U-Boot nach langer Fahrt. Die Nachrichten von der Oberfläche sind über Jahre die gleichen: Entweder es gibt Stress oder einer erzählt, wie es Stress gab.

„Der hat seine Freundin gezwungen, als Nutte zu arbeiten und die dann mit dem Kabel erwürgt.“

„Neulich haben sie den einen an der Havel fast kaltgemacht.“

„Die sind mit der Axt in den Jugendklub rein. Die hinter der Tür hat es gleich erwischt. Die Bullen waren wieder bloß zu zweit da.“

Freunde habe ich wenige. Ich bin ein Trottel vom Dorf. Meine Mutter hat mir zwar nach langer Bettelei eine Levis gekauft, aber an meinem dicken Hintern sieht die Jeans so aus, als versuchte jemand, meinen Arsch zu zwei dünnen Würsten zu kneten. Tragen muss ich sie trotzdem, die Hose war teuer. Im Schulbus lachen sie über mich. Ich bin oft alleine, also ein Ziel und deshalb gehe ich noch weniger raus.

Nach drei Jahren am Gymnasium finde ich andere Freunde.

Dabei sind: Ein kleiner Dünner, der oft lächelt und der mich mit dem Auto nach Hause fährt, wenn es spät wird. Er sagt: Schon mein Vater war ein Rechter. Dafür hatte er Ärger mit den Scheißkommunisten.

Ein anderer aus der Clique schaut oft finster, aber kitzelt einen ab, wenn es in der Schule scheiße gelaufen ist. Er findet die NPD gut und hat Kontakte zu einem Fascho-Clan in einem größeren Dorf in der Nähe.

Außerdem: Der Sohn eines Polizisten, der immer laut ist, immer Faxen macht, großzügig mit allen teilt und der Kanaken scheiße findet.

Dann einer, der immer ganz ruhig ist, obwohl ihm seine Mutter Stress macht, er dürfe nicht absacken, nicht versagen, nicht untergehen in dieser neuen Welt. Er hört zu Hause CDs von Bands wie Zyklon B und Zillertaler Türkenjäger. Auf der Heckscheibe seines Autos prangt in Fraktur der Name der Band „Euthanasie“.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Wir durchstreifen das Land im Konvoi. Zum nächsten McDonald's an der Autobahn, an die Ostsee, nach Tschechien, nach Dänemark. Je mehr wir sind, desto mehr weitet sich unsere Landkarte.

Zwei Autos sind gut, vier Autos sind besser. Im Schwarm schrecken wir andere ab. Ich entdecke, wie geil es sein kann, jemandem Schiss zu machen statt selbst der Schisser zu sein. Ich pinkle einem Wessi auf die Motorhaube.

„Rechts“ und „links“, das ist eine Sache der Klamotten, der Frisur und der „inneren Einstellung“, wie wir das damals nennen. Die Mode der harten Nazis verbreitet sich in Molekülen auch an den Gymnasien, die grünen Bomberjacken mit dem orangefarbenen Innenfutter tragen viele. Ich habe lange Haare, ich habe „nichts gegen Ausländer“, ich finde es scheiße, sie zu jagen und zu verprügeln. Das sage ich manchmal auch und dann streiten wir uns. Ich muss vor Nazis wegrennen. Also bin ich links.

In der Nahrungskette der Jungsgruppen stehen wir nicht weit oben. Wenn die Tighthen aus der Muckibude anrücken, die tätowierten Riesenbrocken mit Kampfsport oder Knast im Lebenslauf und keiner der anderen hat irgendeine Beziehung zu jemandem, der jemanden kennt, dann machen wir uns hübsch klein oder lösen uns in Luft auf.

Stress gibt es immer noch, natürlich. Wir wollen zum Herrentag, wie das bei uns konsequent heißt, raus an einen See fahren. Zwei möchten da unbedingt mit dem Fahrrad hin. Scheißidee, sagen wir anderen, da kommt ihr alleine niemals an. Sie ziehen es durch. Wir sammeln sie später blutend von der Landstraße und lachen sie aus.

Der Soundtrack dieser Zeit kam von den Böhsen Onkelz. Ich hasste diese Band, bei ihren weinerlichen Liedern für gefallene Jungs dachte ich an die saufenden Männer in den Garagen. Ein Lied der Onkelz ist allerdings bis heute in meinem Kopf: „Wir waren mehr als Freunde/Wir war'n wie Brüder/Viele Jahre sangen wir/Die gleichen Lieder.“ Es heißt „Nur die Besten sterben jung“ und ich mochte es, vielleicht, weil ich die blöden Jungpioniere vermisste, die Zeit, als wir lieber Papier und Flaschen gesammelt haben, als uns gegenseitig das Leben zur Hölle zu machen und weil ich dachte: Ja, sterben kannst du ja wirklich.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Sicher bin ich noch immer nicht. Eines Abends fahre ich zufälligerweise nicht zu dem Parkplatz am Netto-Markt, wo wir uns immer treffen. Es sind nur wenige da und sie sind leichte Beute für eine größere Gruppe Schläger, die aus einem Nachbarort anrückt. Einen erwischt es besonders schlimm. Er fährt noch mit dem Moped nach Hause, bekommt dann aber seinen Kopf nicht mehr aus dem Helm, Tritte und Schläge haben ihn zu sehr anschwellen lassen. Er landet auf der Intensivstation.

Manche Erinnerungen reißt man sich ein wie Splitter und sie schmerzen noch Jahre danach. Der türkische Freund, den ich erfunden habe, ist so ein Splitter. Wir sind nach Ungarn gefahren, das letzte Mal zusammen. Wir liegen am Balaton, spielen Fußball. Wir reißen die Türen unserer Klos auf und fotografieren uns gegenseitig beim Kacken, wir rasieren einander die Brusthaare. Und dann, wir sitzen in einem Café, ich lese Zeitung, vielleicht habe ich da etwas über einen Überfall gelesen, ich weiß es nicht mehr. Ein Freund sagt irgendetwas über „blöde Kanaken“ und dass sie es verdient hätten und ich bin sofort auf hundertachtzig. Ich schreie, ich hätte einen türkischen Freund und der läge in Berlin im Krankenhaus, „wegen Leuten wie dir.“ Es ist ein kurzer Moment, wenige Sekunden nur und sofort fühle ich mich mies.

Weil ich gelogen habe, ich habe keine türkischen Freunde und auch keine mit türkischen Namen, woher auch? Es gab an unserer Schule den Sohn eines Ingenieurs aus Angola oder Mosambik, der war nicht weiß. Selbst die Dönerfrauen, die ich kannte, waren in der Kreisstadt oder in einem der Dörfer geboren. Ich schäme mich auch, weil ich weiß: Es gibt Menschen, die sind wirklich verbrannt oder wurden zu Tode getreten. Und ich erfinde einen. Gleichzeitig habe ich Angst, dass jetzt unsere Freundschaft vorbei ist.

Das gehört auch zur Wahrheit jener Jahre, viele kannten die Rechten, die Rechtsradikalen, die Neonazis nicht nur von Weitem. Wir waren mit ihnen befreundet, wir mochten manche von ihnen, wir profitierten von ihrem Schutz. Im Buch von Manja Präkels hat der Obernazi der Protagonistin vielleicht das Leben gerettet. „Dass die Nazis oft unsere früheren Freunde aus der Schule waren, unsere Brüder, unsere Cousinen, das machte die Auseinandersetzung damals so schwierig“, sagt Manja Präkels. „Und das macht sie auch heute schwierig.“

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Sie sagt auch, sie habe damals manchmal das Gefühl gehabt, jemand halte eine schützende Hand über sie. „Vielleicht aus der Zärtlichkeit der kindlichen Erinnerungen aneinander. Aber derlei Zärtlichkeit gibt es für Fremde, für Menschen anderer Hautfarbe nicht.“

Heute haben dieses Dilemma nicht mehr nur Ostdeutsche, die AfD ist auch im Westen erfolgreich. Wenn man sich mit seinem Bruder oder einem Freund streiten muss, dann lässt sich der Nazi nicht mehr nach Sachsen auslagern, dann ist man mitten in einer deutschen Identitätskrise. Präkels sagt, das sei doch die große Frage: „Sitzen wir lieber mit einem uns vertrauten Rechtsextremen am Tisch und tun so, als wäre alles normal oder stellen wir ihn und damit auch uns selbst infrage, indem wir uns für die einsetzen, die für uns Fremde sind?“

„Hm, scheiße, ist der schwer verletzt?“, sagt der Freund. Ich murmle irgendwas von nicht ganz so schlimm, ich lüge weiter, wer damit einmal angefangen hat, kann nicht einfach aufhören. „Tut mir leid, habe ich nicht so gemeint“, sagt er.

Für meinen Zivildienst gehe ich nach Berlin. Ab 1999 studiere ich in Leipzig. Ich habe Glück und treffe gute Leute aus dem Westen und dem Osten. Wenn ich mich in den richtigen Bezirken aufhalte, treffe ich keine Männer mit Glatzen. Nur ab und an höre ich Echos aus der Vergangenheit. Anfang der Nullerjahre findet ein Freund ein Loch in der Heckscheibe seines Autos, das Kind der Familie über ihm hat eine Vase aus dem Fenster geworfen. Der Vater des Kindes, eine Glatze mit Glatzenkumpels, hat keinen Bock, für den Schaden aufzukommen und das macht er meinem Freund klar. Ich überlege, ob ich meine Leute in Brandenburg anrufen soll, aber der Nazi ist aus Leipzig und muss nicht 200 Kilometer weit fahren, um mit mehr Leuten zurückzuschlagen.

In der Kleinstadt, in der ich zur Schule ging, leben heute auch Frauen mit Kopftüchern, die ihren Söhnen auf Russisch hinterherbrüllen, sie sollen gefälligst auf sie warten. In den Kneipen und Cafés bedienen Menschen, deren Eltern aus Vietnam und der Türkei kamen. Der Freund, der damals „Euthanasie“ auf seiner Heckscheibe stehen hatte, und den ich für diesen Text wiedergetroffen habe, sagt, er sei mit „Kurden, Türken, Russen, Vietnamesen“ befreundet. Er findet aber, man solle doch die Leute verstehen, die lieber nicht mit so vielen Ausländern zusammenleben wollen. Als ich ihn frage, ob er auch so leben will, sagt er: „Ach, ich weiß es doch auch nicht.“

Ich habe nicht gekämpft und schon gar nicht gewonnen. Ich bin einfach gegangen.

## Auf Tuchföhlung

*An nichts entzünden sich Integrationsdebatten so zuverlässig wie am Kopftuch: Warum tragen Frauen so was? Und: Sollen sie auch an Schulen und Gerichten mit Kopftuch arbeiten dürfen? Die Gesellschaft ist gespalten, die Politik legt sich nicht fest, und die Justiz widerspricht sich. Eine Deutschlandreise*

Von Lara Fritzsche, SZ-Magazin, 11.05.2018

Das Genovevabad in Köln-Mülheim liegt in warmem Nachmittagslicht. Es ist fünf Uhr, die Sonne strahlt auf die Schwimmhalle. Die Vorhänge sind zugezogen. Für die einen beginnt hinter diesem grellgelben Vorhang die Parallelgesellschaft. Freitags zwischen 15 und 18 Uhr ist hier muslimisches Frauenschwimmen. Männer dürfen nicht rein, es gibt nur Bademeisterinnen, aus anderen Bädern zusammengerufen. Die Stadt Köln, die dieses Bad betreibt, wird nicht müde zu betonen, sie handle hier rein aus wirtschaftlichem Interesse. Freitags um diese Zeit seien andere Bäder nicht gut besucht, mit diesem Angebot aber mache man guten Umsatz. An diesem Tag im April standen Frauen und Mädchen schon um kurz vor drei vor der Tür. Die meisten mit Kopftuch. Lediglich an der Kasse sitzt ein Mann. Wenn er um Viertel vor sechs noch mal den Fön angehen höre, rufe er: »Jetzt ma langsam fertig werden, die Damen, gleich kommen die Männer!« Das wirke meistens. Für die anderen beginnt hinter dem zugezogenen Vorhang die Freiheit. Das Wasser glitzert unter der Abendsonne, die durch die Dachfenster in die Schwimmhalle scheint. Es riecht nach Kokos und tropischen Blumen, die Duschen rauschen. Im Becken ist es voll: Manche tragen Badeanzüge, wenige Bikinis. Aber auch in Trainingsjacken und Hosen mit Gummibund sind Frauen im Wasser. Leggings unterm Badeanzug, T-Shirts mit Radlerhose, Schwimmkappe, Sturmhaube aus Stoff, Socken, Rollkragenpulli, alles dabei. Zwei Mädchen schubsen sich gegenseitig vom Beckenrand ins Wasser. Nach dem Raussteigen aus dem Becken der routinierte Griff ins Haar: verrutschter Haargummi raus, lange Haare neu gegriffen, über dem Kopf eingedreht und zum Dutt gebunden. Dann wieder gegenseitig reinschmeißen. Die eine trägt einen Bikini,

gestreift, die andere ein T-Shirt über dem Badeanzug. Pinar und Paki sind 14 und beste Freundinnen, seit immer. Es gibt ein Foto von den beiden als Babys, auf dem sie dieselbe Fleecedecke vollsabbern. Haben sie beide im Handy gespeichert. Sie sei schlauer, deswegen Gymnasium, sagt Paki, aber Pinar, die auf die Realschule geht, habe die schöneren Wimpern. Beide nicken, finden sie wohl fair so. Später, vor den Spiegeln an den kastigen Fönmaschinen, drapieren sie sich ihre Tücher um den Kopf. Ebenso routiniert machen sie das, wie sie eben das Haar zum Dutt gezwirbelt haben. Zwischen Zeige- und Mittelfinger ziehen sie die Stoffstellen glatt, die das Gesicht umrunden sollen. Älter sehen die beiden mit Kopftuch aus, ein bisschen formaler. Die eine ohne die Krause, die andere ohne den rötlichen Ton im Haar. Als Mitte der Neunzigerjahre die ersten Klagen von kopftuchtragenden Musliminnen vor deutschen Verwaltungsgerichten landeten, waren Pinar und Paki noch nicht geboren. Aber bis heute ist das Land nicht weitergekommen bei der Frage, wie es mit diesen Frauen umgehen will. Leben sie ein Parallelleben? Haben sie eine andere Art von Freiheit gewählt? Wo dürfen sie arbeiten – nur am Gemüsestand in Berlin oder auch am Amtsgericht in Frankfurt? Die Gesellschaft steht dem Kopftuch skeptisch gegenüber. Eine Mehrheit der Deutschen möchte es verbieten, zumindest für Schülerinnen und Lehrerinnen. Politiker führen Stellvertreterdebatten über »den« Islam. Und die Gerichte widersprechen sich. Als Winfried Hassemer, inzwischen verstorbener Bundesverfassungsrichter, 2003 erstmals einen Kopftuch-Fall auf den Richtertisch bekam, entschieden er und seine Kollegen vom Zweiten Senat, dass man, wolle man Lehrerinnen das Kopftuch verbieten, eine ordentliche Regelung dafür brauche. Ein Gesetz, das sagt, warum. Hassemer war stolz auf diese Nicht-Lösung. Reportern sagte er damals: Man habe so die Entscheidung an die Gesellschaft und die Parlamente zurückgegeben. Das Ganze sei politisch. Er dachte, er stoße damit eine Debatte an. Deutschland, das Einwanderungsland, sollte sich entscheiden: Sollen Staatsdiener neutral sein, in dem Sinne, dass man ihnen nicht ansieht, woher sie kommen oder was sie glauben? Oder dürfen Lehrerinnen und Lehrer, Richterinnen und Richter, Polizistinnen und Polizisten anders aussehen, sichtbar andersgläubig sein und gleichzeitig im Dienste dieses Staates und seiner Gesellschaft stehen? Mehr noch: Bilden nicht womöglich Frau und Mann, Weiße, Schwarze, Christen, Muslime und Behinderte in der Summe überhaupt erst dieses Land ab? Wahr ist es nicht gerade durch



Pluralität seine Neutralität? Diese Frage ist so spannend, so grundsätzlich und so modern, dass es jedem, der die Verfassung dieses Landes achtet, irgendwo kribbeln sollte. Aber in Deutschland kribbelte nichts. Und die Frage, die Winfried Hassemer damals ins Land zurückgab, wurde nicht beantwortet. Stattdessen bemühten sich die Landesgesetzgeber ab 2003 ganz emsig, Regelungen zu finden, um Lehrerinnen das Kopftuch zu verbieten. Im Schulgesetz von Nordrhein-Westfalen etwa hieß es, man verbiete jedes Verhalten, »welches bei Schülerinnen und Schülern oder den Eltern den Eindruck hervorrufen kann«, dass eine Lehrkraft gegen die Menschenwürde, Gleichberechtigung, die Freiheitsgrundrechte oder die demokratische Grundordnung auftritt. Ganz generell. Aber dann: Die Darstellung »christlicher und abendländischer Bildungs- und Kulturwerte oder Traditionen widerspricht nicht dem Verhaltensgebot nach Satz 1.« Das ist Logik à la M. C. Escher. Unter Juristen heißen solche Absätze, die ziemlich platt das Christentum privilegieren, »Abendlandklauseln«. Der Erste Senat des Bundesverfassungsgerichts nannte diese Klauseln 2015 verfassungswidrig. Die Länder mussten nacharbeiten. Wieder jedes einzeln und alle unterschiedlich klug. Und immer noch ging es nur um Lehrerinnen. Andere Berufsgruppen mussten selbst klagen oder klagen heute. In den vergangenen 15 Jahren hat sich die Zahl der Kopftuch-Fälle, die vor deutschen Gerichten verhandelt werden, ständig erhöht. Lehrerinnen und Erzieherinnen dürfen nun Kopftuch tragen. Außer in Berlin. Rechtsreferendarinnen dürfen es nicht, jedenfalls nicht in Hessen und Bayern. Krankenpflegerinnen dürfen kein Kopftuch tragen, wenn sie einen konfessionellen Arbeitgeber haben. »Mitarbeiter in kirchlichen Einrichtungen sind zu neutralem Verhalten verpflichtet«, heißt es da zur Begründung. Und als sei das noch nicht kompliziert genug, entschied der Europäische Gerichtshof 2017, dass ein Kopftuchverbot in der freien Wirtschaft durchaus rechtmäßig sein könne. Deutsche Gerichte hatten vorher eher im Sinne der Klägerinnen entschieden, wie etwa 2012 das Berliner Amtsgericht im Fall einer jungen Frau, der wegen ihres Kopftuchs ein Ausbildungsplatz zur Zahnarzhelferin abgesagt worden war. Statt sich einer grundsätzlichen Antwort zu nähern, wird nur die Frage immer aufgeregter gestellt. Und immer weiter aufgeladen. Um die einzelne Frau mit Kopftuch, die arbeiten möchte, geht es längst nicht mehr. Es geht inzwischen auch um die Köpfe von Pinar und Paki: Haben sie frei gewählt, ein Kopftuch zu tragen, mit ihren 14 Jahren? Es geht

um die Frauen im Iran: Kann man in Deutschland unpolitisch tragen, was woanders ein Unterdrückungsinstrument ist? Es geht um die Erziehung von respektlosen Machojungs – schaffen Kopftuchlehrerinnen das? Es geht um Kirchen, die jetzt Moscheen werden, wie etwa in Hamburg-Horn, um die Höhe von Minaretten, um Kinderspielplätze, deren Kletterhäuschen kein Ziegel-, sondern ein Zwiebdach haben. Es geht um Ehrenmord und Terror und dann wieder um Gummibärchen-Werbung im Berliner Hauptbahnhof: Dort hing Anfang des Jahres ein großes Plakat, auf dem eine junge Frau mit Kopftuch an einem Fruchtgummi knabberte. Für die AfD war das ein Beweis für die »Islamisierung« des Abendlandes. Es geht um Nichtigkeiten und ums Ganze – und alles verschlagwortet unter »Islam«. Der Heimatminister Horst Seehofer legte gleich zum Amtsantritt fest: »Der Islam gehört nicht zu Deutschland.« Alexander Dobrindt assistierte: »Der Islam gehört egal in welcher Form nicht zu Deutschland.« Markus Söder sagte, der Islam sei nicht kulturprägend und nicht identitätsstiftend. Und Angela Merkel, statt das rhetorische Hütchenspiel vom Tisch zu fegen, stellte noch eine Option zu Verfügung: »Der Islam ist ein Teil Deutschlands geworden. Viele Menschen haben ein Problem damit – und das ist ihr gutes Recht.« Wieder keine Klarheit. Asmaa El Idrissi will aber endlich eine Entscheidung. Der Tag, an dem sie beschloss, vor dem deutschen Verfassungsgericht ihre eigene Heimat zu verklagen, war der letzte Freitag im Mai 2017. Sie, die ein Kopftuch trägt, seit sie 22 ist, will es auch als Rechtsreferendarin tragen, also im Dienste des deutschen Staates. Als sie ihre Familie mit der Idee konfrontierte, ein Kopftuch anzulegen, hatten alle verschiedene Meinungen dazu – der Vater riet dringend ab, die Mutter sah ihrer sturen Tochter direkt an, dass sie es eh macht, und ihre beiden Schwestern fanden es mutig. Als sie ihre Familie mit der Idee konfrontierte, vor dem höchsten deutschen Gericht ihr Recht einzuklagen, hatten alle die gleiche Meinung: Machen. Siebzig Seiten Klageschrift entstanden in den folgenden fünf Tagen. Eingetütet, abgeschickt. Asmaa El Idrissi ist das, was man eine informierte Klägerin nennen könnte. Sie hat mit summa cum laude in Verfassungsrecht promoviert. Thema ihrer Doktorarbeit: Der juristische Umgang mit religiöser Fremdheit. Darin untersuchte sie den Umgang des höchsten deutschen Gerichts mit religiösen Symbolen, von den Siebzigerjahren bis heute. Sie weiß, mit wem sie streitet. Und sie kennt die Argumente. Eine Juristin über das Kopftuch

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

sprechen zu hören, das sie selbst trägt, hat einen gewissen Charme. El Idrissi argumentiert so ungerührt für ihre Sache wie dagegen. Fazit: »Sie müssten es mir schon intelligenter verbieten.« Sie sagt das nicht sarkastisch. Sie ist kaum verbittert. Nur so viel, wie man sein muss, wenn man nicht dumm ist. El Idrissi ist eine sehr fröhliche Frau. Schon ihr Gang ist zugewandt, ihr Gesicht offen, ihre Augen lächeln. Wenn man sie trifft, erzählt sie gleich, was sie als Nächstes vorhat: Aquafit, Abendessen mit ihrem Mann, »noch total viel Arbeit« im Graduiertenkolleg Theologie als Wissenschaft. Sie lacht über sich, wenn sie erzählt, um was für Blödsinn sie Allah ständig bittet: einen Parkplatz vor der Tür oder kleine Scheine am Geldautomaten. Und wenn man sie zum Mittagessen trifft, schaut sie gleich nach dem Bestellen auf [gebetszeiten.de](http://gebetszeiten.de), ob sie noch genug Zeit zum Essen hat oder lieber davor beten gehen sollte. Wird knapp. »War ja klar«, sie rollt die Augen: »Ich mach schnell.« Aber was El Idrissi besonders umtreibt, ist, wie das Bundesverfassungsgericht in ihrem Fall argumentiert. Das Gericht legte in seinem vorläufigen Beschluss am 27. Juni 2017 die Deutung nahe, eine Frau mit Kopftuch wirke nicht neutral. Zumindest nicht auf die Mehrheit im Land. Das Gericht sieht es als nachvollziehbar an, dass sich Prozessbeteiligte in ihrer Religionsfreiheit verletzt fühlen, wenn sie »ohne Ausweichmöglichkeiten« einer sichtbar muslimischen Frau ausgesetzt sind. Also: kein Kopftuch auf der Richterbank. In der Hauptsache soll noch 2018 entschieden werden. Heißt das also: Die Art, wie andere Menschen El Idrissi sehen, wird zu ihrem Problem? Der skeptische Blick der Mehrheitsgesellschaft auf die Frau mit Kopftuch wird wichtiger gewertet als deren eigene Religionsfreiheit? Wer sich mit muslimischen Frauen, die ein Kopftuch tragen, in Deutschland bewegt, sei es auf der Zeil in Frankfurt, auf einem Wochenmarkt in Berlin, im Verwaltungsgericht in München oder auf einem Schulhof in Paderborn, der erfährt unweigerlich, wie die Welt sie sieht. »Muss das sein?«, heißt es, wenn sie ein Café betreten. Oder bei Gericht: »Sie fordern es mit diesem Tuch aber auch heraus.« Oder von Fremden auf der Straße: »Wer zwingt Sie, das zu tragen?« Knapp vierzig Prozent der Deutschen stimmen der Aussage zu, wer deutsch sein wolle, solle auf das Kopftuch verzichten – interessante Antwort, aber auch interessante Frage der Humboldt-Universität in Berlin, von der die Studie stammt. Wer ankommen will, soll dafür was opfern. Dass dieses gebundene, vorn festgemachte oder hinten geknotete Stück Stoff aus Baumwolle,

Seide oder Leinen ein Ausdruck persönlicher Religionsausübung ist, wird als einziger Grund ungern akzeptiert. Manche Musliminnen tragen es, andere nicht. Ob der Koran das Kopftuch gebietet – auch dazu gibt es verschiedene Denkschulen. Deswegen ja: persönliche Religionsausübung. Die höflichste Annäherung, mit der Frauen mit Kopftuch rechnen können, ist diese: Warum trägst du das denn wirklich? Safia Arsalai, 29, stöhnt da auf. Sie ist Gymnasiallehrerin an einer Privatschule in Köln. Mit Kopftuch unterrichtet sie Englisch, Geschichte und Islamische Religionslehre. Um die Frage zu beantworten, muss sie ausholen. Nach dem Abitur in Essen suchte sie einen Sommerjob. Irgendwas, um Geld zu verdienen, um mal nach Afghanistan zu reisen, wo ihre Familie herkommt, oder nach New York, »wofür man keinen Grund braucht«. Sie stellte sich in einem Schuhladen vor: dunkle Jeans, weiße Bluse, ihr langes Haar damals noch unverhüllt, dezent geschminkt. Aber – so hieß es – mit ihr, so wie sie aussah, nämlich ausländisch, könnten Kunden Probleme haben, daher: Nein. »Als ich gemerkt habe, dass ich diskriminiert werde, obwohl ich alles richtig mache, habe ich gedacht: Dann kann ich ja auch meinem Wunsch folgen.« Seitdem trägt sie Kopftuch. Sie trug es beim Hospitieren in einer Schule in Kabul, beim Hospitieren in einer Schule in Long Island, in der Uni in Bochum und heute vor der Klasse in Köln. Experten sprechen von der Politisierung des Kopftuchs. Die dritte Generation der Einwanderer trägt es bewusster, es ist für sie kein Relikt, sondern ein Statement – auch für viele der Frauen, die in diesem Text auftauchen. Natürlich kann auch das problematisch sein. Nur: Das alte Argument des Zwangs und der Unterdrückung gilt für all diese Frauen nicht. Nicht einmal für die jungen Schülerinnen aus dem Schwimmbad. Das sagen sie zumindest. Und welche Instanz sollte diese explizit geäußerte Willensentscheidung für nichtig erklären – und dann noch ernsthaft behaupten, es ginge ihr um mündige Mädchen? Für Safia Arsalai, die Lehrerin aus Köln, ist das Kopftuch auch eine Auseinandersetzung mit ihrer Heimat Deutschland. Dem Land, in dem sie siebzig Bewerbungen auf Lehrerstellen verschickt hat, zu Bewerbungsgesprächen immer einen Auszug aus dem Bundesgesetzbuch mitnahm, um den Rektoren zu zeigen, dass sie sie einstellen dürften, wenn sie wollten – und am Ende nur eine einzige Zusage bekam. Es ist auch das Land, in dem eine frühere Kollegin ihr in einer E-Mail erklärte, warum sie in Teambesprechungen ihre Wortbeiträge ignoriert: »Du symbolisierst die Unterdrückung der Frau.« Eine

Arzthelferin aus Hannover sagt, sie fühle sich mit Kopftuch sicherer. Es sei, wie diese eine Jeans anzuziehen, die passt, statt des Rocks, der irgendwo spannt. Eine Lehrerin aus Hessen zog es an, mit 18, als sie den Liebeskummer ihres Lebens hatte. »Ich brauchte Halt.« Kübra Gümüsay hat keine Lust mehr, sich zu erklären. Sie ist die Frau mit Kopftuch, die hin und wieder im deutschen Fernsehen auftrat, bei Anne Will oder Maybrit Illner. In einem vielbeachteten TED-Vortrag sprach sie zuletzt über ihre Rolle als intellektuelle Putzfrau. Sie werde gerufen, wenn gerade wieder irgendeine Debatte rund um den Islam tobe – und sie räume dann auf. Wenn sie spricht, benutzt sie oft Metaphern: »Das wäre, als ob ein Priester...«, oder: »Das wäre ja, als ob ein Christ...«. So übersetzt sie die Maßstäbe, die an ihre Religion angelegt werden, für die Mehrheitsgesellschaft. Sie antizipiert, was die anderen denken – und fürchten. Es wird viel gefürchtet: Junge arabische Männer, die in Berlin Menschen mit Gürteln schlagen, weil sie eine Kippa tragen, eingewanderte Muslime, die auf der Kölner Domplatte systematisch Frauen belästigen. Jungs, die in deutschen Moscheen Märtyrertod spielen, gewaltverherrlichende Predigten in Hildesheim, deren Imam Abu Walaa nun in Celle vor Gericht steht. Gürtelschläger, Treppen-Schubser, Antänzer, Hassprediger – alles Muslime. Der Islam, der ja nur die gemeinsame Religion der Täter ist, gerät in Bedrängnis. Und das Kopftuch, sein sichtbarstes Zeichen, gleich mit. Als wäre es eine Werbetafel für Gewalt. Und wenn nicht das, so zumindest ein Zeichen der Solidarisierung. Kübra Gümüsay sagt heute: »Ich will meinen Glauben einfach nur leben, statt ihn oder das Kopftuch ständig erklären zu müssen.« Nach neun Jahren als intellektuelle Putzfrau hat sie genug davon. Sie will ihre Spiritualität schützen, vor den Fragen und Blicken von außen. Es ist warm draußen am 7. März 2018, die Sonne scheint in den Sitzungssaal 1 des Verwaltungsgerichtshofs in München. Seit ein Fenster gekippt ist, hört man die Autos die breite Ludwigstraße hoch- und runterfahren, die Vögel zwitschern, die Fußgänger reden, und ihre Absätze klackern. Trotzdem will die echte Welt heute irgendwie nicht in diesen Raum vordringen. Und Sprache scheint auch nicht zu helfen. Die zwei Parteien, die an den zwei Pulten vor dem Richter sitzen, verstehen einander einfach nicht. Nicht ungewöhnlich vor Gericht, könnte man meinen. Aber hier ist es anders. Diese Parteien wollen einander verstehen. Der Austausch der Argumente ist höflich, nach Erklärungen suchend, energisch und ernsthaft. Alles ist respektvoll und dennoch hoffnungslos. Immer wieder fragt der

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Jurist vom bayerischen Justizministerium: »Aber jetzt mal konkret, wo werden Sie denn noch diskriminiert?« Er will wissen, inwiefern die Diskriminierung, die am 21. November 2014 in einem Sitzungssaal im Amtsgericht Augsburg stattfand, noch Auswirkungen hat. Die Referendarin Aqilah Sandhu musste damals wegen ihres Kopftuchs im Besucherbereich des Gerichtssaals sitzen, statt den Verlauf, wie ihre Mitreferendarin, am Richtertisch zu verfolgen, also von vorne. Zwei Stunden dauerte diese Verhandlung damals. Zwei Stunden Ungerechtigkeit, das sei doch wirklich nicht viel, argumentiert hier nun ihr Arbeitgeber, der Freistaat Bayern. Und Aqilah Sandhu versteht, was er meint. War ja echt nicht lange. Passiert ist es halt trotzdem. Und angefangen hatte es mit einer E-Mail, in der stand, dass sie mit dem Kopftuch eigentlich keine Ausbildung erhalten könne. Laut einem Aktenvermerk stand auch eine Verweigerung der Einstellung zum Referendariat im Raum. Für jemanden mit Erstem Staatsexamen wäre das ein Problem, denn der Staat hat das Ausbildungsmonopol. Nur, dazu kam es nicht, Sandhu wurde eingestellt. Und der Freistaat findet hier und heute: Es hat doch alles geklappt. Sie haben auf Ihrem Kopftuch bestanden, wir auf unserer Ablehnung. Sie haben sich beschwert, aber wir haben Sie nicht rausgeschmissen. Sie wollten ein normales Referendariat, wir haben Ihnen ein von uns für ausreichend normal befundenes Referendariat gegeben. Und ja, nach außen ist alles gut: Aqilah Sandhu hat ihre Ausbildung beim Freistaat Bayern abgeschlossen. Nun fragt der in Form dieses massiven Mannes mit den strähnigen, dünnen Haaren auf ganz ehrlich bemühte Weise: Was sie denn jetzt noch wolle? Aqilah Sandhu sagt, sie wäre gern nicht diskriminiert worden. Nicht kurz in Augsburg, nicht mit der Mail und nicht in den Fällen, die sie heute gar nicht alle geschildert hat: Etwa wie einmal ein Richter im Referendariat sie völlig selbstverständlich bat, den Saal zu verlassen, weil er sie für eine Angehörige dieses türkischen Schlägers hielt, dem da der Prozess gemacht wurde. Am Ende des Verhandlungstages entscheidet der Münchner Verwaltungsgerichtshof, dass Aqilah Sandhu nur geringfügig diskriminiert worden sei und die Diskriminierung nicht andauere. Dabei konnte man hier und heute dabei sein, wie sie andauert. Denn während alle damit beschäftigt waren, die Neutralität des Gerichts zu schützen, stand die ganze Zeit unwidersprochen die Prämisse im Raum, dass man von jemandem wie Sandhu, die ihr Kopftuch »derart offensiv trägt«, annehmen kann, dass sie »befangen ist«, und man »Angst haben muss,

dass Neutralität nicht möglich ist«. Dabei gibt es durchaus auch einen guten Grund, gegen ein Kopftuch auf der Richterbank zu sein. Einen, der den Frauen keine mangelnde Rechtsbindung unterstellt. Dieser Grund ist rein formal und sehr unspektakulär. Die Kleidung im Gericht ist die Robe. Sie verspricht Neutralität. Diese Neutralität ist rein symbolisch, es ist nur ein Versprechen. Aber – und das wäre das Argument: Allein die optische Gleichförmigkeit der Staatsverteter kann man für schützenswert erachten. Allerdings wäre das etwas, was nichts speziell mit religiösen Symbolen zu tun hat. Auch eine sehr auffällige Brille mit himmelblauem Gestell, wie etwa Verfassungsrichterin Susanne Baer sie trägt, müsste man dann diskutieren. Aber natürlich ist dieses formale Argument für eine Debatte, in der es vor allem um diffuse Ängste geht, gänzlich ungeeignet. Auf dem kühlen Gang des Münchner Gerichts, später, als alle weg sind, hat Sandhu die Augen voller Tränen, aber sie weint sie nicht. Sie fragt: »Wie erklärt man das nur?« Migrantentöchter mit Kopftuch, selbstbewusst genug, ein Bundesland zu verklagen: Sicher wird ihnen auch etwas zum Verhängnis, was man als maximale Fremdheit bezeichnen könnte. Anderer Kulturkreis, sichtbar religiös, weiblich. Keines dieser Merkmale der Andersartigkeit ist positiv besetzt. Das ist keine gute Ausgangslage für Identifikation und Empathie. Wäre die Frau mit Kopftuch eine mathematische Gleichung, bestünde sie aus drei unbekanntem Variablen, alle aus dem Bereich der negativen Zahlen. Aber wenn das Kopftuch ein religiöses Symbol ist; und wenn religiöse Symbole, Sprache und Gefühle es zunehmend schwer haben, in der Gesellschaft vorzukommen – dann müsste es doch die anderen Religionen ebenso umtreiben. Oder? Wo hört man heute noch Leute von Gott reden, nicht qua Arbeitsplatzbeschreibung sonntags in der Kirche, sondern einfach so, aus sich heraus? Weil diese Wanderung in der Frühlingssonne Körper und Geist bewegt hat, weil ein Gespräch geführt wurde, das das Herz geöffnet hat, oder weil der Sex bis ins Gehirn gebitzelt hat: Wer käme da auf Gott? Und formulierte es dann auch noch? Unvorstellbare Szene: Freunde sitzen zusammen beim Abendessen, sie probieren den neuen Japaner im Viertel aus, einer erzählt von seinem jüngsten Erlebnis mit Gott. Und die anderen? Steigen darauf ein, wie sonst nur auf Genderthemen, statt beklommen Sojasauce nachzufüllen oder rasch rauchen zu gehen. Schon mal gehört, so ein religiöses Bekenntnis im Alltag? Schon mal selbst gefühlt, dieses Christentum? Schon mal ekstatisch gelebt, diese Leitkultur? Markus Söder und



sein Kabinett haben beschlossen, dass in jeder bayerischen Behörde ein Kreuz zu hängen hat. Das ist das Gegenteil von sinnlichem Glauben, das ist Identitätspolitik mit Religionssymbolen: »Ist das noch mein Land?« – »Ja, schau, da hängt ein Kreuz.« Dabei ist der deutsche Alltag eine mehr oder weniger religionsbefreite Zone. Auch darum geht es, wenn die Menschen auf der Straße zu einer Muslimin mit Kopftuch sagen: »Sie tragen das ja so offensiv.« Ja, er wolle gern über Religion sprechen, hatte der Vertreter der Deutschen Bischofskonferenz geschrieben. Er ist ein sehr höflicher Mann, der leise redet und langsam. Seine Meinung könnte wichtig sein im Diskurs ums Kopftuch. Das Bundesverfassungsgericht hat Institutionen, Ministerien, Religionsgemeinschaften aufgefordert, sich vor dem Urteil gegen die Klägerin Asmaa El Idrissi zu positionieren: Welchen Platz hat Religion in unserer Gesellschaft? Welche Gesellschaft wollen wir? Wo geht es hin? Dieser Mann könnte darauf Antworten haben. Er ist Jurist, und er ist selbst religiös. Er verabscheut Polemik und liebt die Menschen. Das ist eine weitaus bessere Ausgangsposition, als sie viele andere haben, die sich äußern. Aber er möchte nichts sagen: nichts zum Islam, nichts zum Kopftuch, nichts zu den Frauen. Dann sagt er doch immer was, aber nur anonym, und nicht seine Meinung, nur, was man ganz abstrakt auch noch bedenken müsse. Und er hat viele Bedenken. Dabei sind das Problem demnach eigentlich immer andere: Jungs, die keine weiblichen Autoritäten anerkennen. Patriarchen, die ihre Töchter, Frauen und Schwestern kontrollieren. Voreingenommene, die einen Richterspruch einer Muslima per se anfechten würden. Die katholische Kirche wird am Ende keine Stellungnahme zu El Idrissis Fall abgeben, sondern sich der Debatte entziehen. Womöglich gilt für die ganze katholische Kirche der Eindruck, den dieser Vertreter hinterlässt, als er bedächtig zurück in seine Unistadt aufbricht: ein älterer Mann, der sich lieber raushält. Weil es nicht sein Problem ist. Stattdessen geben Unternehmen Antworten. Katjes wirbt mit einem Model mit Kopftuch (das gar keine Muslimin ist) für Süßigkeiten. Nike verkauft seit dem Frühjahr dieses Jahres einen Sport-Hijab. Apple, Microsoft und Google stellen ein Mädchen mit Kopftuch als Emoji zur Verfügung. Gegenwärtiger kann ein Symbol kaum sein. In Sport und Popkultur wurden in den vergangenen Monaten sämtliche Hürden genommen: erstes Vogue-Cover mit Kopftuchträgerin, erste Olympiateilnehmerinnen mit Kopftuch. In einer US-Castingshow, die Designer-Talente sucht, stand eine Frau mit Kopftuch im Finale,



die ausschließlich muslimische Mode entworfen hatte. Überall wird das Kopftuch sichtbarer, bekommt neue Bedeutungen, verändert seine Symbolik. Nur in Deutschland nicht, scheint es. Hier ist es der Stoff, aus dem Probleme gemacht sind. Da sind sich erstaunlicherweise viele verschiedene Gruppen einig: Konservative, Feministinnen – und eingewanderte muslimische Väter. Eine in Hessen angestellte Lehrerin will in diesem Artikel anonym bleiben. Ihr Grund: Sie verheimlicht die Nachteile, die das Kopftuch ihr bei der Jobsuche bereitet hat, vor ihren Eltern. Mehrfach hat sie – je nach aktueller Gesetzeslage – das Bundesland gewechselt, um mit Kopftuch arbeiten zu können. Gerade ihr Vater hat seine Position sehr klar gemacht: Sobald das Tuch ihr beruflich schade, müsse es runter. Er sei nicht Ende der Achtzigerjahre nach Deutschland gekommen, allein, habe Nachtschichten als Staplerfahrer am Flughafen gerissen, was aufgebaut, die Familie nachgeholt und fünf Kindern die Uni bezahlt, damit die sich heute solche Sperenzchen wie das Kopftuch leisten. Es ist ein Paradoxon, dass die Frau mit Kopftuch erst da zum Problem wird, wo ihre Integration gelungen ist. Erst wenn sie für die Mehrheitsgesellschaft sichtbar wird, also in deren Mitte angekommen ist, fällt sie ihr auf. Erst wenn sie schon durch ihre Anwesenheit Emanzipation beweist, wird ihr Unmündigkeit vorgeworfen. Safia Arsalai bekam als Referendarin von ihrem Rektor gesagt, er wolle den Schülern eigentlich keine Kopftuch-Frau zumuten. Die Putzkolonne an seiner Schule bestand ausschließlich aus Frauen mit Kopftüchern. Was also tun? Diese Frauen fragen: Bin ich willkommen? Wenn ja: Darf ich hier sein, wie ich bin? Oder lieber mehr noch: Darf ich dazugehören, obwohl ich anders bin? Sagt doch mal, wie viel anders ist okay für euch? Und während es immer so wirkt, als würde es womöglich eng für Frauen wie El Idrissi, Arsalai oder Sandhu, wenn Deutschland nun ernst macht mit seiner Suche nach Heimat und Ausformulierung einer Leitkultur, ist wohl eher das Gegenteil richtig: Dieses Land kann die Fragen der Frauen erst beantworten, wenn es selbst Antworten gefunden hat.

## Hallo Vati

Von Marcus Jauer, SZ-Magazin, 21.09.2018

Komisch, dich so zu nennen: Vati. Es klingt so lange her. Aber das ist es ja auch. Meine Kinder sagen heute Papa zu mir. Wusstest du, dass ich Kinder habe? Ich bin jetzt genauso alt wie du. Genauso alt, wie du geworden bist. Wie kann man sich mit 43 Jahren das Leben nehmen? Wie kann man sich überhaupt das Leben nehmen? An dem Morgen, an dem du fortgingst, um dich umzubringen, meinte Mutti, dass sie dich gehört hat an der Tür, dass sie gehört hat, wie die Tür ins Schloss klickte und wieder aufging, so als hättest du eine Weile lang dagestanden, unschlüssig, ob du gehen sollst. War das so? Dieser kleine Zettel, der in der Küche lag, mit dieser zittrigen Schrift – »Ich muss weg«. War das der letzte Moment, in dem du an uns gedacht hast? Oder dann, später, noch einmal? Ich erinnere mich, dass Mutti mich geweckt hat an dem Morgen. Da wusste sie noch nichts. Aber sie hatte schon Angst. Sie hatte bei deiner Buchhalterin angerufen und bei deiner Sekretärin, ob du angekommen bist auf der Arbeit. Sie saß auf meinem Bett und sagte: »Ich denke, er hat sich etwas angetan.« Und ich: »Wieso sollte er sich was antun?« In dem Moment wusste ich es. Als ich es ausgesprochen hatte. Von da an haben wir nur noch darauf gewartet, dass uns der Einschlag trifft. Dass das, was uns zugestoßen ist, auch bei uns ankommt. Ohne dich – unser ganzes weiteres Leben. Ich bin an dem Morgen nicht in die Schule gegangen, obwohl Mutti den Anruf, dass sie kommen und dich identifizieren soll, erst später bekommen hat. Ich weiß nicht, was Kersten in der Zeit gemacht hat. Ich bin auf das Gerüst geklettert, das wir am Stall aufgebaut hatten – wir wollten ihn neu verputzen, Erinnerst du dich? Ich habe den alten Putz mit dem Hammer abgeschlagen, bis Oma gesagt hat, ich solle reinkommen. »Wir sind jetzt ein Trauerhaus.« Am nächsten Morgen saß ich wie jeden Tag im Schulbus, und alle glotzten mich an. Mein Freund Mirko saß neben mir und versuchte, mich irgendwie abzuschirmen. Er wusste es schon. Sein Vater hatte es ihm erzählt. »Jauer ist tot. Ich hab ihn hängen sehen.« Frau Borgelt, unsere Biolehrerin, wusste es auch. »Komm mal her«, hat sie gesagt, bevor die Stunde begann. Wir sind in den

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Vorbereitungsraum, und sie hat mich umarmt. Ich musste weinen. Ich war fünfzehn Jahre alt und dachte nur, pass auf, dass du nicht zusammenbrichst. Warum sind wir eigentlich nicht zusammengebrochen, Mutti, Kersten, ich? Warum warst du tot, und wir mussten leben? Es sind ziemlich viele Menschen auf deine Beerdigung gekommen. Kein Wunder, als Chef einer LPG warst du ja jemand. Aber die Stimmung war schon so voller Misstrauen, dass wir nicht wussten, ob sie wirklich trauerten, sich uns verpflichtet fühlten oder nur gekommen waren, um sich ein Bild zu verschaffen. Wie sieht das aus, wenn ein Stasispitzel beerdigt wird? Eine Mutter, zwei halbwüchsige Söhne, zwei Omas, eine Tante, ein rheumakranker Opa im Rollstuhl stehen am Grab. Eine Familie ohne Schutz. So sieht das aus. Wie kann man nur so aus dem Leben gehen? In dieser Enge, mit dem Rücken zur Wand, in diesem Gefühl, gejagt und gehetzt zu werden, in dieser Panik, der Erwartung von Verlust und bodenlosem Fall? Was ist das überhaupt für ein Abschluss? Ich war nie wütend auf dich, wirklich. Du warst, was jeder Vater für seinen kleinen Jungen ist – der Gott meiner Welt. Du warst der Mensch, der mich verstanden hat, ohne dass ich mich ihm erklären musste. »In dir kann man lesen wie in einem Buch«, hast du zu mir gesagt. Ich dachte, das kann ich bei dir auch. Ich denke es noch immer. Was auch passiert ist, du bist mir nicht fremd geworden. Das habe ich nicht zugelassen. Das habe ich mir nicht erlaubt. Du warst fort. Aber ich hielt an dir fest. Erinnerst du dich an unseren letzten Ostseurlaub, im Sommer' 89? Wie wir da standen mit Hans, deinem besten Freund, und du hast gesagt, die Strände seien so leer, weil alle gerade in den Westen abhauen. Da klang es noch wie ein Witz. Kein halbes Jahr später ist das ganze Land in Auflösung, jeden Montag ziehen Hunderttausende durch Leipzig und demonstrieren, und du holst alle Bücher von Marx, Engels und Lenin aus unserem Regal, obwohl die dort seit Jahren nur verstauben, und bringst sie in die Heizungskeller, damit ich sie verbrenne, weil du auf einmal Angst hast, dass deine Mitarbeiter unser Haus stürmen und herausfinden, dass – was eigentlich? Wann ist dir eingefallen, dass du eine Stasi-Akte hast? Als es jemand auf der Arbeit an die Wandzeitung geschmiert hat? »Jauer war bei der Stasi!« Als dich dieser Mann in der Kantine angegangen ist? »Dich Junker kriegen wir auch noch!« Du hast ihn zusammengebrüllt, so hast du Mutti erzählt, als du nach Hause kamst, zittrig. Ein paar Tage später starb er an einem Herzinfarkt, und seine Frau gab dir die Schuld. Es hat sich alles so zugezogen. Aber wie hätten wir das erkennen sollen? Einmal hast du mich

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

gefragt, ob sie in der Schule schon über dich reden. Du warst gerade von der Arbeit gekommen und lagst auf dem Sofa, wie gelähmt. Ich hab deine Angst gespürt, aber ich habe sie nicht verstanden. Wieso sollten sie in der Schule über dich reden? Es war so unreal. Es ist alles zerfallen, Stück für Stück. Wieso hast du nicht einmal den Mund aufgemacht und gesagt, was Sache ist? Wegen dieser Stasi-Akte? Mutti hat sie irgendwann beantragt und mir gezeigt. Aber da lag kein Geheimnis drin, auch keine Antwort. Ein läppisches Papier. Ich habe darin keinen Fremden gesehen, nur einen Mann, der aufsteigen wollte und dachte, dass er sich dafür mit diesen Leuten einlassen muss. Und als er meinte, er brauche sie nicht mehr, ist er nicht mehr zu den Treffen hingegangen. Das bist schon du. Es hat meinen Blick auf dich nicht geändert. Aber es ging ja auch nicht um uns, oder? Es ging um die anderen. Um die Leute, vor denen du jemand sein wolltest. Jahrelang bin ich herumgelaufen und habe mir eingeredet, dass mich dein Tod nicht verändert hat. Ich habe gedacht: Es ist dein Tod, aber ich muss leben. Ich denke, das haben sich Mutti und Kersten auch gesagt. Ich weiß es nicht. Wir reden nicht darüber. Manchmal erinnern wir uns und sagen, weißt du noch, dieser oder jener Urlaub, oder weißt du noch, wie er dieses oder jenes gesagt hat? Wir können auch an dein Grab gehen, oben bei der Kirche. Aber darüber, wie es uns getroffen hat, jeden Einzelnen und uns als Familie, darüber reden wir nicht. Wir machen einfach weiter. Seit 28 Jahren. Dein Freund Hans ist inzwischen auch gestorben, weißt du? Er war sehr krank am Ende. Ich habe ihn noch besucht. Er hat mir von den zwei Bäumen erzählt, die ihr als junge Männer vor dem Studentenwohnheim gepflanzt habt. »Wenn wir hundert sind, kommen wir zurück«, habt ihr gesagt. »Jetzt werden wir nicht einmal zusammen hundert«, hat er gesagt. Ich habe die ganze Beerdigung über geheult, bis ich nicht mehr konnte, weil ich es auf einmal durfte, weil es nicht wegen dir war, weil ich einmal nicht so tun musste, als wäre nichts. Sonst passierte mir das nicht. Sonst kommt es nur über mich, wenn ich nicht aufpasse, bei einem Lied, einem Film, plötzlich auf der Straße, wie eine Welle – dann dauert es ein paar Sekunden, bis ich mich wieder im Griff habe. Ich war, obwohl erwachsen, ein tapferes Kind. »Ich lehne Schwäche in meiner Umgebung ab.« Solche Sachen habe ich über mich gesagt. Ich habe Abstand zu allem gehalten, das mich weich machen konnte. Ich bin immer weiter in diese Richtung gegangen, aber da war nichts, nur Einsamkeit. Jedenfalls ich war da nicht. Ich bin gar nicht so, so hart, so tapfer, so unerbittlich gegen mich selbst. Ich will auch nicht so sein.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Ich dachte nur, ich müsste das. Der Schmerz war meine einzige Verbindung zu dir. Er durfte nicht kleiner werden. Inzwischen weiß ich, dass ich ohne dich, ohne das, was du dir angetan hast, ganz anders auf das Leben geschaut hätte. Ich halte das Leben nicht für einen gefährlichen Ort, aus dem einen das Schicksal plötzlich wie mit einem Greifer herausziehen kann. Ich will nicht, dass meine Kinder das so sehen. Ich bin ihr Vater, ich bin für sie verantwortlich. Ich will, dass sie freie Menschen werden. Sie sollen sich ihre Dämonen selbst aussuchen. Sie sollen nicht meine erben. Die Welt ist so reich. Es gibt nur eine Handvoll Menschen, denen ich bis heute von dir erzählt habe, die ganze Geschichte. Eigentlich haben nur zwei nicht komisch reagiert. Der eine ist heute meine Frau. Die anderen wussten nicht, was sie sagen sollten. Das war eigentlich das Schlimmste. Du erzählst es, um es irgendwie kleiner zu machen, und wenn du fertig bist, siehst du, es ist noch viel größer – sie wissen ja nicht mal, was sie sagen sollen. Ich habe geübt, es zu umgehen. Ich habe gelernt, so von mir zu erzählen, dass man dabei nicht auf dich kommt. Ich habe dich bei mir behalten, und das hat mir gutgetan. Keine Worte, keine Erklärungen, nur Erinnerung, nur Gefühl, du und ich. Wenn ich jetzt darüber rede, habe ich Angst, dass sich das abnutzt. Aus dem Gefühl wird ein Ereignis. Es ordnet sich ein in einen Lebenslauf. Es gibt eine Zeit, einen Ort, eine Situation. Es ist passiert. Vergangenheit. Ich will nicht, dass du Vergangenheit wirst. Ich will dich nicht loslassen. Ich will dich noch einmal bei mir haben. Ich will einen Abschied, der uns beide einschließt. Ich will gehen können, ohne dich zu verlassen. Es tut mir so leid. Du wirst immer Teil meines Lebens sein. Aber das ist mein Abschiedsbrief. Mach's gut, Vati. Ich liebe dich. Dein Sohn.

## Macht und Muffensausen

*Der Ton in Redaktionen war und ist rau. Es gibt Herrenwitze und Anzüglichkeiten. Und manchmal vergreift sich einer.*

Ulrike [Posche](#), stern, 09.11.2017

Lange bevor sich die Zeiten änderten und das Hashtag erfunden war, begann ich beim stern. Das Ressort hieß offiziell „Erziehung und Gesellschaft“. Redaktions-intern firmierte es jedoch unter dem griffigen Namen „Strick und Fick“. Man ahnt, es ging um Frauenfragen und Sexualität. Gedöns eben. Ich war 29. Nach der Wende wechselte ich ins Politikressort. Bei der Vorstellung im damals noch Bonner Parlamentsbüro fragte mich dessen Leiter: „Warum kommen Sie nicht zu uns? Sie als Frau haben hier doch ganz andere Recherchemöglichkeiten.“ Ich verstand schnell, was er meinte.

Als ich kurz darauf einen jungen SPD-Ministerpräsidenten in seinem Amtszimmer interviewen sollte, fragte der als Erstes, ob ich Kinder hätte. Als ich verneinte, rief er fröhlich ins Vorzimmer: Frau Müller, machen Sie mal kurz die Tür zu, Frau [Posche](#) will ein Kind! Ich fürchte, ich habe das damals witzig gefunden. Ein anderer SPD-Ministerpräsident schlug mir 1994 auf einem Sommerfest unseres Büros vor, schnell mal mit ihm in seine Landesvertretung zu verschwinden, „ich hab da auch Champagner“. Ich wollte lieber auf der Party bleiben, er war beleidigt, umstehende Kollegen vom „Spiegel“ amüsierten sich. Einer meinte: „Jetzt hättest du mal richtig Karriere machen können!“ Auf CDU-Parteiabenden tanzte ich zu jener Zeit völlig arglos mit CDU-Ministern und versteckte bis heute Fotos, die es davon gibt, in meinem Giftkoffer. Vielen von uns jüngeren Journalistinnen wurde damals aufgetragen, „möglichst nah an die Politiker ranzukommen“. Tanzen war ziemlich nah. Als 1996 herauskam, dass der angehende Kanzlerkandidat Gerhard Schröder sich in eine „Focus“-Redakteurin verliebt hatte, fragte mich mein Chefredakteur in vollem Ernst, warum er mich so oft über Schröder habe schreiben lassen, wenn nun eine „Focus“-

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Redakteurin das Rennen machte! Keine Ahnung, ob er meine Ehe als Entschuldigung nahm oder eher als Ausrede. Ich habe ein Foto von einer Dienstreise mit einem Minister gefunden, auf dem seine Hand auf meinem Knie liegt, während ich gewissenhaft aufschreibe, was er sagt. Ich finde jedoch auch heute nicht, dass ein Minister zurücktreten muss, weil er irgendwann einmal einer Journalistin die Hand aufs Knie gelegt hat. Vieles an der aktuellen Debatte erscheint mir überzogen. Wir sind deshalb doch keine Opfer!

Auf der Recherche für ein Porträt über einen ehemaligen DDR-Minister stand dieser nachts vor meiner Hoteltür im ehemaligen Berliner Grand Hotel. Ich verschanzte mich. Anderntags fragte er mich und meine Fotografin im Fond seines Dienstautos, ob wir nicht einmal mit ihm in seine Sauna kommen wollten – er habe übrigens „drei Eier“. Damals hatte ich zum ersten Mal [Muffensausen](#) bei der Arbeit und wandte mich an meinen Chefredakteur mit der Bitte, etwas gegen den bekanntermaßen Testosteron-gesteuerten Mann zu unternehmen. Der Chef gab sich väterlich: „Ganz ehrlich, es hat euch doch auch ein bisschen geschmeichelt, oder nicht?“

Aus den anderen Häusern und Redaktionen erzählten mir Freundinnen über die Jahre ihre Erlebnisse. Alle unrühmlichen Geschichten ähneln einander. Vom berüchtigten „Kameltester“ bei der „Zeit“ war viel die Rede, einem alten Redakteur, der beinahe jede Praktikantin nötigte. Vom Fernsehchef bei RTL, der Frauen in den Schritt griff und fragte: „Wie geht es uns denn heute?“ Bei den hipperen Hamburger Magazinen wurden Frauen häufig nach dem Aussehen eingestellt, oder wie ein Chefredakteur erklärte, als „Augentrost“. Einer Redakteurin sagte sein Stellvertreter: „Du sollst hier nicht nur schön schreiben, sondern auch schön mit mir ficken.“ Wie gesagt, es hatte den Fall der damaligen stern-Reporterin Himmelreich noch nicht gegeben und die große Protestwelle, die Rainer Brüderles Dirndl-Spruch nach sich zog, auch nicht. Ich kann an dieser Stelle nur betonen: FDP-Mann Brüderle war nie einer von den Schlimmen. Ein Sprüchemacher, kein Nötiger. Aber sein Fall hat vieles verändert. Leider nicht alles.

Eine Fernsehmoderatorin erzählte neulich, wie ihr der Redaktionsleiter in die laufende Sendung hinein Nachrichten geschickt hat: „Du siehst heute wieder sooo geil

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

aus!“ Das Verrückte sei: Ihre Reaktion war nicht Wut, sondern Scham. Ihr war es peinlich, nicht ihm. Ich verstehe das gut.

In einer stern-Telefonkonferenz vor zwölf Jahren wurde entschieden, dass ich über einen bestimmten Politiker schreiben sollte. Wir saßen zu dritt in einem Hamburger Ressortleiterbüro, am anderen Ende der Leitung saßen Berliner Kollegen. Einer krächte ins Telefon: „Die soll aber nicht wieder mit feuchtem Höschen schreiben!“ Großes Lachen in Berlin, betretenes Schweigen in Hamburg. Der Punkt ist, auch wenn sich der Korrespondent bis heute etwa hundertmal entschuldigt hat, ich habe das Gefühl der Demütigung und Verunsicherung nie mehr verloren. In den Gesichtern meiner Kollegen sehe ich seither die Bilder, die sie eigentlich im Kopf haben, wenn sie über oder mit Journalistinnen reden. Vieles konnte ich überhören, weglachen und vergessen. Das nicht.

Vor zwei Jahren unterhielt ich mich auf einer Vorweihnachtsparty mit dem Gastgeber, einem Silberrücken unter den Journalisten. Wir sprachen über Sigmar Gabriel, glaube ich, weil ich soeben ein Porträt über ihn geschrieben hatte. Plötzlich packte mir der Gastgeber an den Hintern. Einfach so, voll hingelangt. Und ich, die erfahrene stern-Autorin, habe nicht „Flossen weg!“ gesagt, ich habe getan, als hätte ich es nicht bemerkt. Die Frau des Klemm-Chauvis stand nur zwei Meter neben uns.

Das Schlimme ist, es hört nie auf. Denn nach den sexistischen Anmerkungen zu allerlei Körperfunktionen kommen ab 45 die, auf die es keine Replik gibt, keine tödliche Killerwaffe. Dann kommen die Klimakteriumssprüche. In einer großen Runde berichtete ein Kollege kürzlich von einem Schlagersänger, dessen Konzert er besucht hatte. Einer der Chefs fragte: „Und wer geht da so hin?“ Darauf der Autor: „Das sind vorwiegend ...“, Pause. Und dann zu mir gewandt, der einzigen Frau im Raum: „Äh sorry, also das sind vorwiegend Frauen im Klimakterium.“ Als ich fragte, was genau das jetzt mit mir zu tun habe, lachten die Herren – alle um die 50 – groß und herzhaft auf. Soll sich mal nicht so anstellen, die [Posche](#). Kolleginnen rieten mir später, die kleine Grenzverletzung lieber nicht an die große Glocke zu hängen, meistens bleibe das Etikett ja doch an der Frau kleben. Stimmt! Es war das Argument, das ich seit 30 Jahren hörte. Das Schöne ist: Es war!